

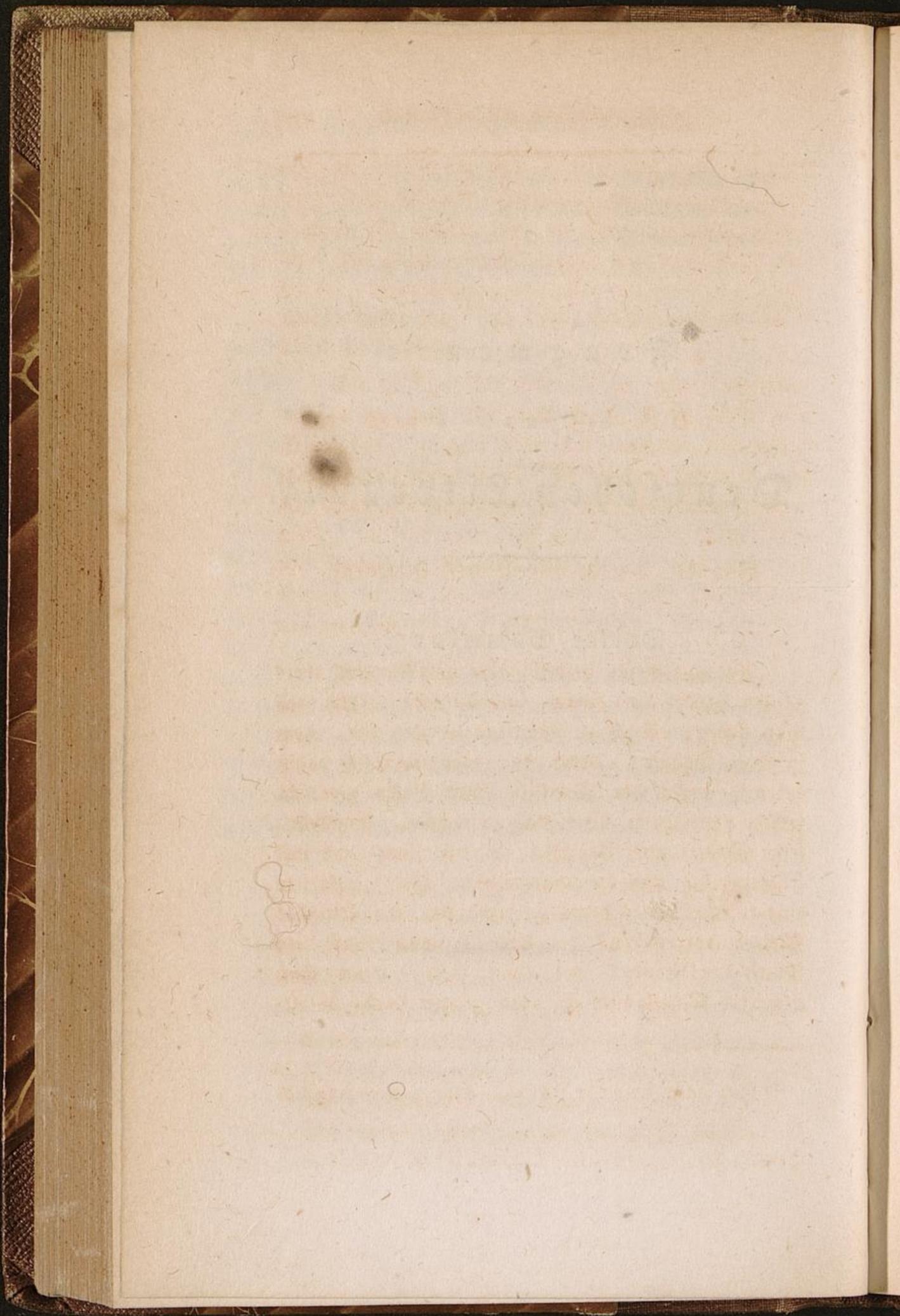
F r a g m e n t e

z u r

D e u t s c h e n L i t e r a t u r .

---

D r i t t e S a m m l u n g .



---

## F r a g m e n t e.

---

### I.

#### Von der neuern Römischen Literatur.

---

Alle allgemeine Urtheile über die Literatur eines ganzen Landes sind schwer und unsicher. Wo soll man stehen, um sie zu übersehen: über ihr, oder in ihrer Sphäre? Ueber ihr: wer kann sich dahin heben? ausser der Denkart eines Volks von ihr richtig urtheilen? Wer mag es wagen, die Erde, seine Mutter und Nährerin, zu verlassen, und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab \*), sich in eine lustige Wolke hinaufzusehen, um ein kritisches Meteor vorzustellen? — Und ist man selbst ein Punkt des Kreises: wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Cirkel überse-

---

\*) *Expertus vacuum Dædalus æra pennis non homini datis.*

hen: er vertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief und unvollständig: warum? man stand selbst in der Reihe, über die man urtheilen wollte: man war selbst nach der Form solcher Denkart gebildet: man hätte, wie Archimedes, einen Punkt außer der Welt haben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit: er gibt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an: er geberdet sich nicht wie auf einem Richterthron in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtischer Bewunderung heraufzublicken: sonst können freilich alle seine Beobachtungen Gesichte eines verrückten Kopfs scheinen.

Aber er bittet seine Leser, als Freunde, auf einen benachbarten Hügel, entdeckt ihnen, was er gewahrt wird, befragt sie um das Urtheil ihrer Augen; sehen sie nicht einerlei, so wird der Weise über diese Verschiedenheit des Anblicks sich wundern, und das untersuchen, woher der Irrthum komme: aber schlecht hin verlachen, oder für Thoren schelten, das thun nur die, so die Sprache des Kuckus lieben. — Wer je die Wahrheit eines der schönsten Bilder aus dem Lukrez erfahren, da er sein zweites Buch anfängt:

Suaue mari magno turbantibus æquora ventis  
 E terra magnum alterius spectare laborem — —  
 Suaue etiam belli certamina magna tueri  
 Per campos instructa tua sine parte pericli:

Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere  
 Edita doctrina sapientum templa serena,  
 Despicere unde queas alios, passimque videre  
 Errare, atque viam palantes quærere vitæ,  
 Certare ingenio, contendere nobilitate  
 Noctes atque dies niti præstante labore  
 Ad summas emergere opes, rerumque potiri. — —

Wer dazu gebauet ist, um die Schönheit, nicht dieser Beschreibung, sondern dieses Anblicks zu fühlen; dem wird mein erstes Fragment Gelegenheit geben, über seinen Inhalt selbst mehr nachzudenken.

---

## 1.

Die Literatur der neuern Zeiten hat sich im Innern so sehr nach einer lateinischen Form gebildet, daß, wenn wir auch, in Deutschland, auf einige Augenblicke, als Fremde einer andern Zeit und Denkart sehen wollen, wir diese Römische Gestalt nicht verkennen können.

Nehmet den historischen Faden der Weltbegebenheiten, so wie er sich in unserm engen Gesichtskreise fortgeleitet, durchflochten, verwickelt, und endlich halb entwickelt, halb zerrissen hat: — und nun sehet! an welchem Ende hat Deutschland ihn gefasfet; an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leser! laß die Geschichte reden: Der feine Griechische Geschmack in Sprache, Wissenschaften, und Künsten, muß erst un-

ter dem Römischen Himmel halb verbleichen, und seinen Duft verhauchen: Wahrheit und Schönheit halb verwelkt trauret wie eine sinkende Blume — und nun kommen Nordische Horden, diese Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne Römische Literatur mischt sich mit den rohen Begriffen ihrer Ueberwinder: Römer und Barbarn vermischen ihre Denkart: ein heiliger Orientalisch-Hellenistischer Geschmack kömmt dazu, um ihr eine neue Richtung zu geben. So gähren Griechisch-Römisch-Nordisch-Orientalisch-Hellenistische Dämpfe ganze Jahrhunderte: sie brausen gewaltig auf: die Hefen sinken endlich langsam, und nun! was ist ausgegähret? ein neuer moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Habe ich wider die Geschichte geredet? — Nein! — Und wäre es also nicht eine nützliche Bemühung für einen historisch-philosophischen Scheidekünstler, diesen Geschmack in seine Theile aufzulösen, und für eine ganze Nation das schwere Geschäfte zu übernehmen: eine Geschichte des menschlichen Verstandes zu liefern — über das ganze menschliche Geschlecht? — wer kennet dies? — nur über die Völker, die auf uns einen wirklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geist? Auch nicht! Er forsche nur, wie nach den verschiedenen Wanderungen und Verwandlungen der Geist der Literatur seine gegenwärtige Gestalt angenommen. Solch

ein Werk würde den entweiheten Namen: *histoire de l'esprit humain* wieder adeln.

Uns befremdet diese Gestalt nicht, oder wir werden sie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt sind: aber was würde ein alter Weiser aus dem Orient oder Athen in einem großen Theile der Wissenschaften erblicken? Ist das wundersame Bild ein Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir sehe, und das auf seiner Stirn den Namen trägt: *Neuere Literatur der Völker*? Es ist ein großer Colossus: sein Haupt von orientalischem Golde, das meinen Blick tödtet, weil es die Strahlen der Sonne zurückwirft: seine hochgewölbte Brust glänzt von Griechischem Silber: sein Bauch und Schenkel festes Römisches Erz: seine Füße aber sind von nordischem Eisen mit Gallischem Thon vermengt — ein ungeheures Wunderwerk der Welt: die Anbetung eines Volks, das Geschöpf langer Jahrhunderte und Geschlechter: ein prächtiger unabsehbarer Anblick: sein Haupt raget über die Wolken: mein Auge erhebet sich kaum bis an seine Brust, und fällt matt zum Boden zurück: ich falle nieder und bete an! = = =

Wer da will, erkläre dieses Traumbild auch von der ganzen Form unserer Literatur in Deutschland: ich eile zu meinem Zweck. — Die alten Deutschen nannten die Sprache der Römer eine barbarische, fürchterliche und hochmüthige Sprache, weil das Volk sie redete, das zum Herrschen über die Welt geboren zu seyn glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen despotische Gesetze gab: durch sie machten die Römer zu Geiseln die Kinder,

und die Väter zu Sklaven: durch sie und durch die Wissenschaften, die mit ihr eingeführt wurden, wanden sie tapfern Nationen das Schwerdt aus der Hand, daß sie den Arm entnervt sinken ließen, und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch sie suchten die Römer die Haine der deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerstören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und Schulen zu zwingen, und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu beschenken. Daher schauderten die Deutschen vor dieser Sprache, und fochten gegen sie unüberwindlich — arme Helden! tapfre Väter! ihr strittet vergebens: eure Urenkel nahmen endlich diese Fessel der Freiheit, halb gezwungen, halb willig an, als eine Fessel der Ehre — am Altar!

Wir sehen diese dunkle Zeit oft aus einem viel zu einseitigen Gesichtspunkt an: Karl der Große wird als ein ruhmwürdiger und verdienstvoller Monarch angepriesen, der die Deutsche Sprache und Dichtkunst geliebt, die lateinische Sprache und mit ihr die Wissenschaften, die Religion, und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. — Betrachtet ihn näher, und sein Verdienst sinkt, wenn sein Ruhm billig pranget: er war ein unglücklicher Mann, der, als ein Geschöpf von Rom, ein Sohn oder Vater des Papstes, ein Eiferer bis zur Menschenfeindschaft, ein Vertilger der Bardischen Literatur, der Vater eines unglücklichen Geschlechts, 'blos eine neue Epoche voll Unruhe, Unheil und nie zu erstattenden Schadens anfang — und das alles ohne Schuld und meistens wider seinen Willen.

Mönche und Fränkische Priesterhorden führten,

das Schwert in der einen, und das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienst des Papstes, die schlechtesten Trümmern der Römischen Wissenschaften und den niedrigsten Gassen- und Kloster-Dialekt der Römischen Sprache in Deutschland ein: drei Schwestern der Barbarei und des Unglücks, die mit verschlungenen Händen triumphirend einzogen, und das Joch über eine Nation warfen, der es schwer fiel, es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am meisten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die Lateinische Religion lehrte gedankenlose Hartnäckigkeit im Behaupten, die Lateinische Literatur erstickte den Geist, und schnitzelte den Geschmack an Spekulationen und Unsinn, die Mönchsprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und diese Sündfluth muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe stehen, bis sie sich in das Mark der Literatur einzog, den Geist der Nation vergiftete, und in Gelehrsamkeit, Sprache und äußerem Zustande, der die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weissen Leim der Toscanischen Marmorbrüche eine faule Sumpfsader ewige Figuren: sie härten sich, werden polirt, ihnen wird nachgeholfen, und nun findet ein Thor in ihnen weise Spiele der Natur, vortreffliche Risse der Kunst, Schönheiten, die zum wirklichen Wesen des Marmors gehören sollen.

Wie aber? Ist nicht dies Labyrinth durch die Christliche Barbarei immer noch ein Nichtsteig gewesen zum Tage, zur Mittagssonne? Wie? wenn Deutschland seinem natürlichen Fortgange der Kultur überlassen geblieben wäre, sollte es denn durch sich

selbst, in so kurzer Zeit, so hoch gekommen seyn, als es ist? Die fremde Zumischung von Hesen war eben ein Gährungsmittel, es zu reinigen: hätte es sich selbst klären sollen, es stünde noch trübe. — „Ich habe so wenig Macht, alles dies völlig zu läugnen, als der andre, es völlig zu behaupten. Weist du denn, ob die Römische Barbarei dir, in Betracht der Bardischen Barbarei, raubte oder zubrachte: ob sie mehr niederriß oder besser bauete? — Und siehe! sie hat dir alles so weit geraubt, daß du nicht einmal urtheilen kannst: indessen besiehe die einzelnen Ueberbleibsel einiger benachbarten Barbarei, welche der Römischen Wuth entronnen sind: so wirst du vielleicht diese Bardische Barbarei mit andern Augen anzusehen anfangen, als du sie gemeiniglich sahst: du wirst zweifeln!“

Jetzt denke weiter! Kein größerer Schade kann einer Nation zugefüget werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes, und ihrer Sprache raubt: überdenke dies, und du wirst den unerseßlichen Schaden sehen. Nun suche in Deutschland. Lies Tacitus: „die Völker Deutschlands, die sich durch keine „Vermischung mit andern entadelt, sind eine eigne „unverfälschte originale Nation, die von sich selbst „das Urbild ist. Selbst die Bildung ihres Körpers „ist in einer so großen Menge Volks noch bei allen „gleich:“ u. s. w. Jetzt siehe dich um, und sage: „die Völker Deutschlands sind durch die Vermischung „mit andern entadelt, haben durch eine langwierige „Knechtschaft im Denken, ganz ihre Natur verloren: „sind, da sie lange Zeit mehr als andre ein tyran-

„nisches Urbild nachgeahmt, unter allen Nationen „Europens am ungleichsten sich selbst.“ Mit ihren Wäldern ist ihre Freiheit ausgehauen, den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verschaffet, für Sonnenstrahlen und fremde Gewächse Raum gemacht, der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die subtile Spitzfindigkeit gab ihrem Geiste verunstaltende Krümmung, die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen, oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den Pöbstlichen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten Bardischen Armut, die sogenannte baurische Römische Sprache mit der Altdeutschen zusammenwägen könnte. Wäre Deutschland bloß von der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eignen Kultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt; aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen.

Wer die Geschichte kenne, wird die Ursachen wissen, warum Deutschland mehr als andre Nationen in dieser Pöbstlichen Barbarei gelitten, und unter den meisten Völkern seine hohe und edle Originaldenkart sich hat müssen rauben lassen: weil seine Lage, seine politische Verfassung u. s. w. es fesselte, und selbst bei der Wiederaufhebung der Wissenschaften fesselte. O wäre es in diesen Zeitpunkten eine Britannische Insel gewesen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle ist freilich nicht zu ändern: wie aber, wenn Europa eine Sklavin von dem Griechischen Konstantinopel

gewesen wäre, statt vom Lateinischen Rom? Immer lieber und besser in Abſicht auf Religion, Gelehrſamkeit und Sprache. Dieſe Hypotheſe können die überdenken, die da glauben, es ſey nothwendig eine Wolke der Unwiſſenheit dazu nöthig, daß hinter ihr eine Juno entſtehe. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geſchmack im Allgemeinen gibt, der ſich, trotz aller Umwandlungen der menſchlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält und wieder erhebet: ſo unterſuchet bei dieſer großen ungeheuren Behauptung auch die kleinere Hypotheſe: ob es der Denkart des Ganzen vortheilhafter geweſen wäre, unter Rom oder Griechenland zu dienen?

Sollte es nicht verdienen, daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten ſorgfältig nachginge, wie ſich allmählich der alte Geiſt der Deutſchen verloren, und ein neuer Geiſt gebildet habe? — Sollten es nicht die Zeiten der ſchwäbiſchen Kaiſer verdienen, daß man ſie mehr in ihr Licht der Deutſchen Denkart ſetzte? Wir ſind den Schweizern allen Dank ſchuldig, daß ſie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieſes Zeitalters einen etwas hellern Strahl auf die Literarſeite dieſes Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friederich der Zweite aus dieſem Hauſe inſonderheit verdienen, daß ein Kenner der mittlern Geſchichte ihn mehr in ſein Licht ſetzte, da er jezt bloß in der Dunkelheit hervorchimmert. Dieſer Mann, den der Schutzgeiſt Deutschlands brauchen wollte, um der Wiederherſteller der Griechiſchen und Morgenländiſchen Literatur, der Römischen Sprache, der Welt-

weisheit und Naturkunde zu seyn, der selbst ein Kenner nach der Gelehrsamkeit und dem Geschmack seines Jahrhunderts war, der aber, ohngeachtet seiner Mühe, nichts als der Märtyrer seiner Zeit wurde: dieser ruhmwürdige Kaiser hat nicht einmal das leidige Verdienst, von unsrer Zeit als der Morgenstern eines bessern Tages in allem seinem Lichte betrachtet zu werden. — Die Wolke, die auf dieser Zeit lag, mußte jeden Keim der Weisheit ersticken; jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder, der sich unterstand, weise zu seyn, heißt in der Geschichte ein Dummer und Gottloser, oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es also Rudolph von Habsburg auch bloß aus Unwissenheit gethan haben, daß er die Muttersprache Deutschlands so weit einzuführen suchte, als er konnte: — man hätte dies lange vor ihm thun sollen. — Jedoch ich schreibe keine Geschichte über diese Zeit, da Deutschland an Geist und Körper unterdrückt, durch Zwietracht, Unwissenheit und Bosheit entnervt, völlig seinen Charakter verlohren.

Non sum, qui bellum Troianum orditur ab ovo;  
Semper ad eventum festino.

Es kam endlich der Zeitpunkt, da alles eine neue Bildung bekam, Denkart und Religion, Gesetze und Sitten: es kam die Zeit, da die Gährungen ganzer Jahrhunderte sich senkten, die in Staub gesunkenen Nationen sich erhoben, und ein Land nach dem andern die Finsternisse zerstreute und sich zu einem neu aufgehenden Lichte drängte: die Zeit, da die Wissenschaften wieder auflebten, und sich die

Natur der Menschen umschuf. — Darf ich weiter schreiben? —

Nein! ich darf nicht: so bald ich die Märchen von goldnen Zeitaltern der Wissenschaften als historische Wahrheiten betrachten muß: so bald die herrschende Meynung unumstößlicher Grundsatz wird: daß nach einer langen Barbarei sich auf einmal eine allgemeine, und vollkommene Weisheit hervorbränge, daß auf einmal eine Wiederherstellung möglich sey, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefsten Wüsten völlig zu der richtigsten Straße nicht hinführe, sondern durch ein Wunder hinwerfe, daß jede falsche Farbe abgestrichen, der falsche Geschmack völlig umgeschmolzen, die ganze Bildung umgeschaffen werde, so bald drei glänzende Muster erscheinen: kurz! wenn jene wunderbaren Umwandlungen Statt finden, die die Mitternacht zum Mittage machen: — und diese glänzenden poetischen Märchen die Merkstäbe sind, zu denen man in der Geschichte des menschlichen Verstandes alles hinleitet, und alles ableitet: so kann ich nicht schreiben.

Fände ich aber einen Leser, der diese wunderbaren plötzlichen Revolutionen unmöglich findet: der mit mir überdenket, wie sie ihrem Innern nach dem menschlichen Verstande und der Analogie aller Begebenheiten zuwider seyn; wie selbst die Verderbungen und Sündfluthen über Gelehrsamkeit und Geschmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stufe mit einem mal sinken, sondern sich allmählich neigen, und endlich zuletzt, mit einer

beschleunigten Kraft, in den Abgrund stürzen; wer sich Zeit nimmt, die Ursache zu überdenken, woher so ein plötzlicher Morgenstrahl uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagssonne scheine; der wird meine folgenden Anmerkungen nicht schlechthin verwerfen, und sie vielleicht wahr und nützlich finden.

---

## 2.

Das weiß man, daß die Griechischen Musen nach Italien flüchteten, daß die Apolls dieser Musen die von Medicis, unsterbliche Verdienste um die Erweckung der Literatur haben, daß von hier aus die Reformation der Wissenschaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geschichte dieses Zeitpunktes genau: so prüfe man Folgendes:

Ist's nicht Schade, daß die Wissenschaften ihren Lauf dergestalt nahmen, daß sie sich so gleich in eine neumische Kleidung einhüllten, und in dieser Gestalt den Völkern erschienen? Statt, daß man die Alten hätte erwecken sollen, um sich nach ihnen zu bilden, und gleich den zarten ersten Eindruck darauf richten sollen, um von ihnen den Geist sich einhauchen zu lassen, den man braucht, um nach seiner Zeit, und in seinem Lande, wahre Größe zu erreichen: so blieb man bei der äußern Schale, lernte was die Alten gedacht, statt wie sie zu denken, lernte die Sprache, in der sie gesprochen, statt wie sie sprechen zu lernen. Man weiß, wie wenig originalen Geist man in diesen übrigens sehr

verdienten Philosophen antrifft: und man muß über die Schwäche des menschlichen Geistes die Achseln zucken, wenn man sieht, wie das Denken unter der Last der Gelehrsamkeit erliegt, wie die Erfindung sich bei dem künstlichen Nachahmen zerstreuet, und die schöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäuhmet.

Dazu kommt noch, daß die großen Wiederhersteller der Wissenschaften oft, so wie die, die plötzlich voll Bewunderung staunen, und auf das Erste, das Beste ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigste durchforschet, und nicht immer den ächten Griechischen Geist gekostet. Uebermattet und betäubt vom Vorurtheile des Ansehens fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten, als zum Ziele führten. Urtheile, mein Leser, der du dies Zeitalter kennest: wie nuzet Marsilius dem Plato in seiner Uebersetzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es scheint, romanisiret? Und wenn Poggius sich mit seinem Quintilian; Gasparion, Balla, Manutius, Bembus u. s. w. sich so mit ihrem Cicero umhüllten, daß sie blos mit ihm dachten, sahen und sprachen — gab dies nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherstellung eine Römische Richtung? Man verstrickte sich in gelehrten Geiz zu sammeln, der sehr leicht aus dem Gefühle der Armuth und Noth entspringt, und vergaß, sich in den Stand zu setzen, etwas zu verdienen, weil man vom Raube leben konnte, oder sich zum Selbstverdienen zu schwach fühlte.

Auf diesen Fuß gingen die Verbesserungen in

die Länder Europas. Der Spanische Bives und Sanktius, die Wiederhersteller der Literatur in Frankreich und England; in Deutschland die Agri- kola's, Regiomontanus u. s. w. was waren sie? Philologen, die in Italien meistens gezogen, lateinisch dachten, und die Wissenschaften, die sich zur neuen Form gebaren, mit lateinischem Wasser taufte. Die lateinische Form hat sich von diesem zarten Alter an sehr erhalten: der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademie, die Zunft- gesetze der Literatur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward Römisch — und ist es noch.

In Deutschland hat Luther in diesem Gesichtspunkte großes Verdienst. Er ist's, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgewecket und losgebunden: der die scholastische Wortkrä- merei, wie jene Wechslertische, verschüttet: er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Den- ken und Gefühl erhoben. Laß es also seyn, daß ihm der feinste Pedant, den vielleicht die Welt ge- sehen, Erasmus, Schuld gab, er thäte der La- teinischen Literatur Abbruch — Dieser Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn also nicht wider die Geschichte läugnen: denn Lateini- sche Religion, scholastische Gelehrsamkeit und La- teinische Mönchs- Sprache waren zu sehr verwebt in einander.

Das seltsame Urtheil des seligen Christus ist nur dem ersten Anblick nach selten: die Deutsche Sprache habe seit dem sechzehnten Jahrhundert viel

von ihrer Vortrefflichkeit verlohren. Betrachtet man es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke eine Sprache, und vermag die wichtigen Vortheile der schwäbischen Sänge, und die fürnichte Sprache Deutscher Schriftsteller voriger Zeiten, oder auch nur den Vater Dpiz in seiner Prose und Poesie zu schmecken: so muß man bei der Rückkehr zu unsrer neueren Sprache, man muß ausrufen: das ist ganz ander Deutsch! Jenes hat andre Fehler und andre Schönheiten; der Geist hat sich verändert. Alsdann werden freilich die Neulinge unsere junge Mundart loben, und sie haben Recht; denn unstreitig ist sie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Bestimmung der Wortwürde, und künstlicher geworden. Aber ein ächter Deutscher wird sich aus dieser rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünschen; er wird sich die Mühe nicht verbrießen lassen, in dem Rothe der alten Deutschen Ennius Gold zu suchen: er wird alsdann denen fluchen, die uns diese Sprache entwandt; er wird dem Eigensinne des guten Christs wenigstens völlig Recht geben, da er erst über ihn lachte. Kommet her, ihr schönen Geister, ihr französirenden Wislinge, ihr prosaisch-poetischen Stolperer, ihr berühmten Wochenschriftsteller, ihr gelehrten Weisen im akademischen Paragraphenstil, ihr erbaulichen Redner im Kanzelstil, versucht es doch, aus euren reichen Vorrathskammern ein Buch unsres Jahrhunderts zu suchen, das, in Absicht der Schreibart, die Würde der Bibelübersetzung des Luthers erreichte. Versucht es, diese arme, veraltete Bibelübersetzung, über die mancher Neuling am Geschmack spottet,

spottet, mit einigen neuern Verbesserungen zusammen zu halten. Leset Luther, und dann den Wertheimer in seinem Paragraphenstile, mit Wolfischen Kunstausdrücken verbrämt; ihr werdet solch einen Unterschied finden, als zwischen dem Griechischen Homer und dem Deutschen Homer, wenn er in der Sammlung alter Reisebeschreibungen, als ein reisender Schulmeister, in Paragraphen überlegt ist. Und doch ist der Wertheimer in seiner Vorrede ein wirkliches Muster der Schreibart: was soll man nun sagen, wenn man Dammische Uebersetzungen, oder akademische Paraphrasen liest — ich rede hier blos von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Literaturbriefe führten aus Lohenstei<sup>n</sup>\*) ein Muster des prosaischen Styls an: wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte Vortrag nicht so fremde gewesen, als man meynt. Die Deutsche Sprache aber kroch meistens unter akademischen oder homiletischen Jesseln: sie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man sah sie als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die Lateinische gekrönt: man achtete sie blos als die Sprache des gemeinen Volks, und unterließ ihre Cultur. Wer dies Jahrhundert kennet, wird mir Recht geben, daß blos die Lateinische Spra-

---

\*) Lit. Br. Th. 21. p. 139.

che die unsrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereyen, die mit zum herrschenden Ton des Ganzen gehören, theils der scholastischen Handwerksprache, theils der schönen Lateinischen Sprache nöthig hatte. Man gehe die besten Schriftsteller dieser Zeit durch: entweder Römisch- oder akademisch Latein ist ihre Mundart: die Muttersprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angesehen. Ist's nicht eine wahre Schande dieser Zeit, daß es große und schönlateinische Schriftsteller dieser Zeit gibt, die in ihrer Sprache Barbaren waren, daß es Masorethen der Prisciane gab, die jede Deutsche Zeile lächerlich machten, die die Profodie Anakreons verbesserten, und ihre Sprache in Schlacken ließen: Deutsche Römer, die der genius seculi in seiner genealogia criticorum so ziemlich herzählet.

Endlich fieng man an, beschämt von den Nachbarn ringsumher, die Sprache zu bessern, — aber wie? — als eine gelehrte Sprache, um vielleicht die scholastische Lateinische einzuschränken? Nein! denn das hätte von Akademien geschehen müssen, und hier regierte noch Aristoteles! — Als eine gelehrte Sprache, um uns, statt des schönen Lateinischen Styls, einen schönen Deutschen Bücherstil zu geben? — Das hätte von Schulen aus geschehen müssen und da herrschten noch Römische Monarchen! Wie denn? — Großer Gott! als eine politische, als eine galante, als eine reimreiche Sprache suchte man sie zu bilden: war das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm diese Schöpfung zum politischen, zum gala-

ten Styl? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulkrektors, Uhfens, und Weifens, und Hübners. Und wie bildeten sie ihn galant? Nach Franzosen, durch eine Sündfluth französischer Wörter: nun kamen die Menantes und Talanders und zehn andre Anders: so war die Deutsche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

Gottsched erschien, und „der hat doch aus „der Sprache gewiß alles Latein und Französische so „glücklich weggeschwemmt, daß einem wackern Deutschen kein Lateinisches Wort mehr in die Feder „kommen muß!“ Ja, das hat er gethan! Er als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Wortes im Englischen) hat den Stall des Augias mit Herkulischer Hand durchwässert und gereinigt, und hat mit eben so tapferer Hand seinen Ruhm an jedes Fenster des gereinigten Pallastes geschrieben und schreiben lassen: dies ist sein Verdienst — Aber dazu braucht man ja auch bloß gesunde Augen und einen guten Kopf, zu sehen, daß er die Deutsche Sprache viel zu Lateinisch behandelt, wie Heinze und andre mit Recht angemerkt. Und so ward die Deutsche Grammatik wieder nach Lateinischem Leisten: und die Deutsche Sprache das Gegenbild der alten Deutschen Kernsprache\*). Seine Nachfolger, und zum Theil Geg-

---

\*) Zum unsterblichen Ruhm des Hrn. D. Trillers muß ich, damit ich nicht zu den „unbändigen und „gallsüchtigen Mückenseigern, zu einigen großen und breiten Kunsttrichtern, zu elen-

ner, suchten sie fruchtbar zu machen, wodurch? — Durch Nachforschen in altdeutschen Wörtern, in den Zeiten ihrer nervenvollen Stärke, wie es der natürlichste Weg gewesen wäre, um ihr Character auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen Lateinischen Zeiten hatten diese Denkmäler theils weggebracht, theils war die Arbeit zu mühsam: was that man also? Man übersezte: und bildete sie insonderheit nach der Französischen, durch die sie freilich unglaublich viel gewonnen, und sich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer selbst, wie es hätte seyn müssen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern ihr die abgegangenen Kräfte hätte zu ersetzen gesucht.

Unsre Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht zu dem erhabnen gothischen Gebäude, das sie zu Luthers Zeiten, (etwas Mönchssprache ausgenommen) und noch mehr zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser war: sondern zu einem neumodischen Gebäude, das mit fremden Zierrathen überladen, bei seiner Größe klein und unansehnlich ins Auge fällt. — Dies be-

---

„den und schwindfüchtigen Füchsen, sondern zu vernünftigen und höflichen Lesern“ gehöre, seine stattlichen Verbesserungen des Opiz „nach löblicher christlicher Gewohnheit, edelmüthig“ loben, als mit welchen er sich um den Opiz selbst und dessen Leser nach Vermögen verdient zu machen gesucht: wie in seiner Vorrede mit mehrern zu ersehen.

obachten nun am ehesten die, welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dies ist der Grund, warum die Gessners und Christs, und noch neuerlich Heinze\*), „über das Neumodische und „Glänzende in unsrer Sprache klagen, das durch die „vielen morgenländischen, Griechischen, Englischen „und Französischen Redensarten eingeführt würde.“ Wenn Heinze mehr als Worte versteht: so hat er nicht Unrecht, und sein Recensent würde zugeben, daß, wenn allein durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat bevölkert wird, so werde diese Bevölkerung leicht schädlich; denn sie verdrängen bald die Eingebornen, und wenn sie auch eben nicht neue Gesetze einführen, so geht der Charakter des Staats doch verloren.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt versagt, wohlbedächtig die Lateinischen Redearten und Wortfügungen aus? Verliert sich durch sie nicht das alte reine Deutsche, das er erhalten will? Mehr, als durch alles Vorige: denn das Morgenländische ist seit Jahrhunderten mit unsrer Religionsprache verwebt, und wird sich nie, dem herrschenden Tone nach, trennen: das Englische ist mit unsrer Sprache sehr verwandt: das Französische hat sich mit einem Theile unsrer neuern Cultur herübergetragen; diese beiden Stücke sind also auch nicht immer zu trennen; vom Griechischen ist noch wenig angewandt; aber vom

---

\*) Lit Br. Th. 13. p. 118. 119. und Uebersetzung der Reden des Livius.

Lateinischen, das fast mehr, als alle vorigen Sprachen, vom Genie der unsrigen abgehelt, und ihr so lange hinderlich gewesen, von ihm hat sie am meisten unter diesen zu besorgen.

Daher schreibt Heinze zwar rein Deutsch; aber auch naïv körnigt Deutsch? — Ich habe sein Soliloquium: quo consilio genitus sit homo? in seinem schönen Latein mit Vergnügen gelesen; (ob es ächt Römisch ist, kann keiner in unsrer Zeit, sondern bloß ein Römer beurtheilen.) Aber hätte ein Römer dies Soliloquium geschrieben, und Heinze es übersetzt: wäre alsdann der starke und nachdrückliche Vortrag erschienen, der in Spaldings Bestimmung des Menschen spricht? Wenn ich seine Uebersetzungen aus dem Lateinischen kenne, und ein Gefühl von der Eigenheit unsrer Sprache habe: so glaube ich dies schwerlich.

Der Deutsche Periode ist gemeiniglich die Klippe derer, die ihre Denkart nach dem Latein gebildet: „denn hier sind die Genie's beider Sprachen sehr „verschieden. Im Deutschen ist ein Styl schon pe- „riodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner „nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze „so gekettet an einander gehänget sind. Die Römer „mußten dies wegen der Kürze ihrer Worte thun, „wenn sie nicht in den abgeschnittenen Styl verfal- „len wollten. Im Deutschen aber, welcher Unter- „schied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen „wollen, müssen wir sie manchmal trennen: und „wenn wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen „wir unsrer Sprache Hülfe geben\*)." So schlep-

\*) Lit. Br. Th. 13. p. 120.

pet sich in Klorens Deutschen Schriftchen der Periode manchmal, und der große Joh. Matth. Geßner empfand dies sehr wohl, da er in der Vorrede zu seinen Deutschen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Bekenntniß abgelegt, das der Bescheidenheit dieses Mannes Ehre macht. Das wahre Deutsch unsrer Väter geht auch zu sehr von dem Latein ab, als daß sie neben einander seyn könnten. Unsrer Seele bauet, mit Montagne zu reden, diese Stockwerke über einander, und welches soll das unterste von allen, und die Grundlage seyn? — Eine fremde, oder die Muttersprache? — Die letztere ohne Zweifel; oder sie muß das Joch der Lateinischen tragen.

Wenn man nun diese Winke verfolgt, und die Geschichte der Deutschen Sprache durchgeht: sollte es so gar fremde seyn, daß sie durch die Lateinische Sprache gelitten; wenigstens, daß diese jener ein gewaltiges Hinderniß gewesen? —

## 3.

Über man blicke etwas weiter: wenn die Lateinische Sprache, es sey die mittlere oder alte, sogar unsre Bildung fesselt, statt sie zu erheben; ja dieselbe Jahrhunderte durch gefesselt hat: sollte denn der Schade unbedeutend seyn?

So bald man es zu einem letzten Zweck macht, Lateinisch zu lernen, und diese an sich so an-

genehme und nützliche Sprache nicht bloß als Mittel gebraucht, um durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist großer Männer zu blicken, und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vor-  
 trefflichen Sprache sich zu eigen zu machen: so wird den Musen Latium's zu viel Raum in den Schulen, und zu viel Antheil an der Erziehung gelassen. Ich dehne dies bis auf einzelne Stücke aus: so bald die Erklärung eines Autors, oder der Autor selbst, der Jugend nichts als Worte und mechanischen Styl zu lernen gibt: so bald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen, auch nur zum Hauptzweck hat, die Wahl und Stellung der Worte grammatisch genau einzuprägen: und wenn sogar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser Lateinischer Geist herrscht, der auf der andern Seite die größten Mängel nach sich ziehen muß: so opfert man der Lateinischen Sprache, sie sey so schön und nützlich, als sie wolle, zu viel auf. \*)

Zu viel von Seiten der Jugend. Es ist gewiß, daß das Gedächtniß unsrer blühenden Jahre allein fähig ist, Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen; und daß man diese Zeit also, die zu den nothwendigen Sprachen die einzige ist, nicht versäu-

---

\*) Wer von unsern Philologen ist ein Gefner, an Kenntniß und Liebhaberei der Römer? und wie sehr er den Lateinischen Geist in unsern Schulen hoffet, das mögen seine kleinen Deutschen Schriften beweisen.

men müsse. Ich gebe es auch gerne zu, daß jede Methode, die das Gedächtniß in diesem Frühlinge unfruchtbar und müßig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit verderbe, weil es wie ein unbesäter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dies Wort.) Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt, und nicht genug überdenken kann: daß unsre Seele bei ihrem unendlichen Durst nach Wahrheiten, doch nie eine unendliche Menge derselben fassen kann: daß sie uns sehr bald wie ein beschriebnes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwischen die Reihen freilich noch vieles nützliche zuschreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes ist beschrieben; unglücklich! wenn man sagen muß, es ist beschmieret, oder verschwendet: alsdann läßt freilich der Rest es zu, zu bessern und auszustreichen; aber im Ganzen ist der Schade unerseßlich.

Es ist eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms werth wäre: daß manche Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein andres Opfer, als die Erstlinge unsrer Jahre, unsrer Munterkeit und unsrer Begierde, annehmen könne; daß zu gewissen Bildern und Begriffen ein gewisser erster Adlersblick nöthig sey, die man, wenn dieser fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denket, und im ganzen Umfange umfasset. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlet, so ist alles verloren: verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld

und Fleiß ersetzt wird: verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtseyns, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren- und Eigenthumsrecht, mit diesen Begriffen schalten und walten zu können; kurz, verloren das, was man Genie nennt. — Nachher kann man freilich viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf sein Ich, daß man es, mit allem Nachdrucke, könnte fassen nennen: man kann allerdings viel andern nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken, oder ihnen gar vordanken, wird man niemals mehr: kurz! man wird noch viel wissen, aber nicht mit dem Lichte der Anschauung und Selbstgefühl, daß dies Wissen auch bildete: ein Wort, das in unsrer Erziehung so oft genannt, aber wenig durchdacht, und noch weniger ausgeübt wird.

Ich muß diese Saamenkörner einer äußerst wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen, und mich zurückfinden. Wenn die lateinische Sprache Hauptzweck wird, so wird der Blick des Jünglings von allen diesen Aussichten abgewandt, und mit dem grammatischen Zepter, wie mit einem glühende Eisen, auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatischen Sophisten gewöhnt: Falten, die er äußerst ungern annimmt, und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verschwinden können. Die erste Farbe, die unsrer Denkart aufgetragen wird, verliert sich nie; wehe uns! wenn sie uns unangenehm, oder gar verunzierend ist. Seufzen muß der Menschenfreund, wenn er sieht, wie in den Schulen, die mit dem

Namen: Lateinische Schulen prangen, die erste junge Lust ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltene Feder, seine Kraft verliert. Wer sollte je auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Sprachenerziehung für die Jugend paßlich sey: wenn man sich nur einmal aus unsrer Denkart hinaussetzt; allein wie schwer wirds, sich da hinaus zu setzen? Und dann kann eine Betrachtung, wenn man sie auch als wahr erkennen sollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerstören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühllosen Eigensinne Gefühl geben? Kann sie Pedantenseelen so ergreifen, daß sie, wenn sie sich auch in allem Lichte zeigt, ihnen auch den Willen einflößt, nach ihr handeln zu wollen; die Kraft einflößt, nach ihr handeln zu können; die Menschengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beispiel nach ihr zu handeln? = = Unterdrückte Genies! Märtyrer einer bloß Lateinischen Erziehung! o könntet ihr alle laut klagen! —

„Was ist denn aber an Genies gelegen?“  
desto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu diesen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geschicklichkeiten erfordert: eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern hebet, und nicht zu dummen Dorsteufeln herabsinket: eine mittlere Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trifft. Von diesem Punkt aus werden die Linien zu Realschulen gezogen, die diesen Haupt-

zweck haben, brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenrisse ihres ganzen Gebäudes haben: eine gewisse Temperatur, die die gemeinste, brauchbarste und glücklichste ist.

Realschulen müssen sich zuerst nach den meisten Subjekten richten; von da können sie am flüchtigsten auf beide Seiten auslenken: zu Genies und Blindgebohrnen. Sie müssen sich nach den meisten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meisten weder ein Maximum noch Minimum fordern, und leiden können. Sie müssen sich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden sollen, weil wieder das recht Hohe und recht Tiefe gleich selten und gleich unbrauchbar ist. — Wenn nun diese glückliche Mischung das Meisterstück bei Erziehung und Unterricht ist (wie es einem jeden, der die Welt, die menschliche Seele kennet, überlassen wird zum Nachdenken), so kommt alles aus seinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden, und die Lateinische Sprache der herrschende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen: hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind; eine, wo eine gelehrte und grammatische Kenntniß des alten Roms gefodert wird.

Nun schränke ich mich drittens so gar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in seiner Bildung kann der Lateinische Geist fesseln, so gut als in der Bildung des Genies und brauchbaren Mannes. Ich setze hier schon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht bloß mit den Worten,

den Gebräuchen und Alterthümern; sondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache, und diese ihm zum Muster der Nachahmung vorhalte — selbst hier setze ich eine kleine Einschränkung hinzu. Das ist doch einmal gewiß, daß die Römer auf einer andern Stufe der Cultur gestanden, als wir, daß wir sie in einigen Stücken hinter uns haben, und in andern, wo sie vor uns sind, nicht nachahmen können. Die Gestalt unsrer Literatur hat nicht blos eine andre Farbe, sondern eine andre Bildung, als die alt-römische; und es bleibt also nicht schlechterdings ein Ruhm: dieser Dichter singt wie Horaz, jener Redner spricht wie Cicero, dieser philosophische Dichter ist ein anderer Lukrez; dieser Geschichtschreiber ist ein zweiter Livius. Ich sage: nicht schlechterdings! aber das ist ein großer, ein seltener, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann: so hätte Horaz, Cicero, Lukrez, Livius geschrieben, wenn sie über diesen Vorfall, auf dieser Stufe der Cultur, zu der Zeit, zu diesen Zwecken, für die Denkart dieses Volks, in dieser Sprache geschrieben hätten.

Das Letzte heißt: einen Alten nachbilden, und ihm nacheifern; das Erste, ihn kopiren, und ihm nachahmen. Das Erste ist leider! sehr selten, weil man dabey das beiderseitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen, und so brauchen muß, daß keinem Zwang geschieht. Diese Kunst ist bildend für das Genie; weil sie es aber auch sehr oft unterdrückt; weil die, so die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden; so hat Young in seiner

Schrift von Originalwerken \*) Recht, daß meistens das Lesen der Alten schädlich wird; er hat Recht, ohne doch daß das Lesen der Alten auch nur im geringsten Stücke deswegen abzuschaffen wäre. — Es erfordert noch eine eigne und sorgfältigere Betrachtung; ob dieser Schade nicht unter so vielen großen Nutzen verschwinde, ob wir denn Originalköpfe so nöthig brauchen, wie fern sie heut zu Tage möglich und zu hoffen sind u. s. w.

So bald wir aber die Alten loben, anbeten und knechtisch nachahmen, weil sie Alte sind: so bald man von ihnen abborget, oder sie bestiehlt, weil man alsdann eine neue Antike, oder ein Moderner nach altem Geschmack wird: so ist die Nachahmung unleidlich: man betrachte diesen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden: so wird man das Zwangvolle sehen. Und stünde der Alte selbst auf, lernte uns kennen, und sähe dann die Heerde Nachahmer, die sich um seine Urne drängen: — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er schreien, und das servum pecus von seiner Asche vertreiben.

---

\*) Ich führe dies Exempel an, weil man den guten Young in Deutschland förmlich widerlegt hat: s. Rambachs Sendschreiben über die Frage, ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalschriften Schuld sey.

---

## 4.

Meine Meynung von der Deutsch = Lateinischen Erziehung überhaupt habe ich gesagt: daß ein Lateinischer Geist in den Kern der Wissenschaften eingedrungen, läßt sich, wie ich glaube, von selbst einsehen. Man durchgehe z. E. die Lehrbücher der meisten Weltweisheiten: man wird eine wissenschaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt sind.

Ganze Jahrhunderte durch war die Lateinische Sprache das einzige vehiculum der Aristotelisch-Scholastischen Philosophie: man hat sie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angesehen; sie hat auch zur lehrenden Sprache der Weltweisheit unter allen Sprachen, die ich kenne, nach der Griechischen vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze, und des Nachdrucks in den philosophischen Kunstwörtern, über die man nur sehr langweilig spottet: sie ist lange im Besiz dieser Vorzüge: in ihr hat man die besten Schriften dieser Art, und sie ist dieses philosophischen Ranges doch immer ungleich würdiger, als die französische, die jetzt neben ihr um den monarchischen Zepter der Literatur buhlet.

Aber diese lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Literatur gegeben, die dieser vielleicht nachtheilig ist. Ich führe einige Beispiele an, und lasse einen jeden mehr suchen. — In der Schulrhetorik und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darinn, wie man einige rhetorische und logische Kunstgriffe, Werkzeuge

und Spielwerke Lateinisch benennen sollte, und diese Terminologie verschlingt man oft so begierig, als jener Kranke, nach Hudibras Ausdruck, das Recept, statt der darauf geschriebenen Pillen. Dies bringt jene dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexicon von Namen zu lernen aufgiebt, und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweise mit Recht gesagt, wie Sokrates, da er durch einen Jahrmart voll Volk ging, zu seinem Begleiter: Freund! wie viel können wir entbehren?

Dazu kommt zweitens dies, daß eine jede Schule gewisse Lieblingswörter sich gewählt, die sie als Spaziergänge gebraucht, um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man hat einige Grundfäden, die zu allen Schriften dienen müssen, und in die man nachher nur die veränderten Figuren hineinwirkt.“ Hieraus entsteht eine gewisse Bequemlichkeit im Denken, man könnte freilich von allen Seiten herumgehen, um den Gegenstand aus allerlei Gesichtspunkten zu betrachten; allein man setzt sich auf dies oder jenes Wort, als eine alte Ruhstätte, und sieht — was alle Menschen vor uns sahen und nach uns sehen werden. Oder man sichtet seine Materie nach gewissen alten Eintheilungen, die sich auf Schulen herunter erben, und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht vor sich über uns, sondern mit uns oder uns nach denken soll.

Daher entspringt der dritte Schade, der zu den bösen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen

lichen Orten gehört: nemlich ein „Lavischer Aktienhandel in Worten, da man keine Idee, als nach dem Werthe der Worte, hat.“ \*) Der Kunstrichter hält dies fast für nothwendig, und nennt es \*\*) „ästhetisch Gewäsch, wo immer Gedanke vom Ausdruck abgesondert behandelt wird.“ Er sieht aber doch dabei eine Schwierigkeit, die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir, sie kurz und gut darzustellen, und wenigstens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wie fern es nöthig und nützlich: und wie fern es unnöthig und schädlich werde, daß der Gedanke am Ausdruck klebe — eine delicate Materie der philosophischen Sprachkunst! — Mein Spaziergang entfernt sich, aber endlich muß er doch in den Weg einschlagen, den ich verlasse.

## 5.

Alles kömmt auf den Unterschied an; lernen wir die Sprache, oder erfinden wir sie uns selbst. Schriebe ich von dem letztern, wie ohngefähr bei den ersten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müssen: so würde ich einen andern Weg nehmen müssen, als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort wäre erst die ganze Zeichensprache des Menschen zu erschöpfen, die Beredsamkeit des Auges und des sprechenden Antlitzes: die

\*) Lit. Br. Th. 17. p. 115.    \*\*) p. 114.

unzählige Menge unartikulirter Töne bei einem thierischen Menschen, seine mimische Sprache, — eine Menge von Sprachmitteln, die an sich die kräftigsten, die ersten, und auf eine Zeit die einzigen müssen gewesen seyn — ehe der Mensch zur Sprache seine Zuflucht nahm.

Uns ist dieser ganze Wald ein böhmischer Wald: wir verstehen diese Zeichensprache nicht mehr, denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, sondern lehrt sie uns: man läßt nicht das Thier sich so lange entwickeln, bis es sich endlich dem Menschen von selbst nähert: sondern man erweckt eben Gedanken durch Worte: und diese ersten Wörter, die wir fallen, sind die Grundsteine aller unsrer Erkenntniß. Bei allen sinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungsideen verhält sich „der Ausdruck zum Gedanken, „wie die Haut zum Körper.“ Man versuche es, die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkürlich wäre, alles dies wird meistens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer Jüdischen Republik die Gesetze, die zur äußern Bestimmung ihres Staats gehören, und andern willkürlich vorkommen müssen, drohender und schwerer, als die Gesetze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf diesem Wege die menschliche Erkenntniß fortschreitet, mittelst Sachen zugleich Worte zu lernen, so möchten zweitens alle die Gegenstände des Lebens, die ich sinnlich

Klar unterscheide, ohne mit des unterscheidenden Merkmals deutlich bewußt zu seyn, noch den Gedanken mit dem Ausdruck paaren. Wer kann sich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenstände, mit denen er durch die Erziehung vertraut geworden ist, geläufiger und treffender ausdrücken, als der gemeine Mann von gutem gesunden Verstande? Aber nun versucht bei ihm den Gedanken vom Ausdruck zu sondern: ihr versteht das Wort nicht, er soll euch seinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meyne nicht sinnliche Zeichen) so ist für ihn keine größere Mühe in der Welt; und für euch wirds ein lächerlicher Auftritt seyn, einen Worterklärenden Bauer zu sehen: seine Seele und seine Sprache sind zwei Schwestern, in Gesellschaft erzogen, zu einander gewöhnt, und unabtrennbarer, als Julie und Elare für den philosophirenden St. Preux, wenn er mit der einen allein buhlen wollte.

Drittens, die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier, und bindet sie mehr vom Gedanken los (ich meyne hier nicht moralisch, sondern psychologisch), daß sie sich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichthume von Ausdrücken über „die Vorfällenheiten des Lebens, über Dinge, wobei abstrakte Untersuchungen wegfallen,“ wechseln wir mit Worten, wie mit Geldstücken: jedes soll seinen bestimmten Werth haben: aber ob es ihn hat, und ob der andre weiß, wie viel es haben soll; das ist eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt,

erzogen ist, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre sind, mit einer Geläufigkeit, ungekünsteltesten Bestimmtheit, und naiven Schönheit sprechen, daß sie gefällt; kommt aber ein Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will, so wird sie schüchtern werden; will er philosophische Erklärungen und Bestimmungen; so wird sie stammeln — nochmals stammeln, und endlich dasselbe Wort wiederholen; will er jetzt aber grammatische Zierlichkeiten lehren, wie sie besser hätte sagen können, so wird sie sich loswinden, und ihn von weitem anhören:

als ob der graduirte Mann  
mit einem Zauberfluche  
sie zu beschwören suche.

Man erlaube mir hier ein Wort dazwischen von dieser sinnlichen Sprache. Der Weltweise darf nicht auf sie schimpfen, und mit hoher Miene einen Zaun zwischen der gemeinen, ästhetischen und gelehrten \*) Sprache machen: drei Wörter, die für mich immer unbegreiflich gewesen, wenn man sie neben einander stellet. Sie laufen in einander, ihre Zirkel durchschneiden sich, und sie haben ganz und gar nicht einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt; jede ihren Zweck, jede ihre ausschließenden Schönheiten und Fehler: die Sprache des gemeinen Lebens die ihrigen, die philosophische Sprache die

---

\*) s. Meiers gelehrte Sprache. Lit. Br. Th. 17.  
p. 211.

ihrigen, die höchste Dichtersprache die ihrigen. Sich also einen Ton auf Kosten eines ganz unschuldigen Fremdlinges geben, der unter eine andere Dbrigkeit gehöret, ist widerrechtlich: und ein gelehrtes Gehege ziehen, worin blos eine gelehrte Sprache gilt, die nach lateinischen Ausdrücken deutsch gemodelt ist, wird oft lächerlich. Der Erfinder der Aesthetik, Baumgarten, vermuthete es vielleicht nicht, daß einige seiner Lieblingswörter und Eintheilungen bei seinen Nachfolgern Wortschranken werden sollten, wie z. E. seine Horizonte der Erkenntniß, Reichthum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. s. w.

Eine Anwendung des Gesagten kömmt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz menschlicher Begriffe durch Worte gesamlet wird: wenn in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens Gedanke am Ausdruck klebt: wenn selbst in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag seyn, der sich in diese Sphäre passen soll? Unmöglich anders als in Worten, die dieser Mundart geläufig sind.

Alle Bücher, die in der Welt von Gegenständen, Verrichtungen und Vorfällen zu Hause gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können sich nicht in einer neuen Sprache brüsten, oder sie werden lächerlich, unverständlich und unnütz. — Wenn jene Fruchtbringende Gesellschaft der Kage und dem Schornsteine neue Namen geben wollte: so war sie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat sich über ihre Krankheit beinahe selbst krank gelacht.

Aber wenn Halle über Künste und Handwerke eine neue Sprache redet: mit ästhetischen Umschreibungen und galanten Umschweifen uns eine wächserne Nase drehet: wenn er die Geschichte der Thiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzählt, sondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dies, bald das, als ein Schattenspiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an seinen Fingern sehen sollen: so ist das ein schöner Schriftsteller von Geschmack. — Ferner: wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu sprechen glaubt, wenn sie sagt: meine Füße mit Respekt zu sagen! oder die Straße ist *salua venia* unrein! so lachen wir über die gute Frau. Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter für einem Barbarismus zittert; wenn er vor jedes zweideutige Wort, *vt ita dicam* etc. setzt: wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umschreibt, um nur zierlich thun zu können. — Möchten doch Schriftsteller dieser Art bedenken, worüber sie schreiben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Ueberall wo ich zum gemeinen Mann rede: (ich meine hier jeden, der kein Büchergelehrter ist) muß ich in seiner Sprache reden, und ihn zu meiner Sprache nur allmählich gewöhnen: ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden, sondern auf seinen Grund und Boden treten, und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beispielen wähle ich die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger ist für ihn geschrieben. Dies Wochenblatt \*) soll für ihn geschrieben seyn? — Unmöglich! denn es ist voll Bücherwiz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache, die die Büchermotten verstehen mögen, aber nicht er, der statt Büchern unter Menschen wandelt, sie mögen seyn, von was Stande sie wollen. Der Mensch, der Mann, die Frau, der Gesellige, und wie der Leser weiter will, ist vor dem Pulse geschrieben, und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt, die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine Worte und mit ihnen seine Ideen wiederfindet. Dies ist ein Wochenblatt zum Besten der Kinder? Sollen Kinder es lesen? Der Titel lügt, oder es ist ihnen mit allen seinen Abhandlungen, und Fabeln, und Gedichten eine Quaal! Sollen Eltern es lesen? Haben sie dazu Zeit? Ist dies ihnen zu wissen nöthig? Giebt es ihnen, worin sie Rath wollen und brauchen, kurz und gut, Rath? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeister mag das ein Buch seyn, die langweilig, wie die Verfasser, denken wollen! — Ich

---

\*) Eine der schönsten neuern Wochenschriften, der Hypochondrist, hat mich wieder an den Einfall erinnert: wie eine Provinzialwochenschrift, die dies in hohem Verstande wäre, ein originales Werk seyn könnte, das blos mit den Sitten dieser Provinz unterginge, und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

urtheile zu frei? wohl! so schenke man mir mehrere Beispiele, über die ich noch freier schreiben müßte; man höre, was ein Schriftsteller schreibt, den ich nicht genug lesen kann: \*)

„Es hat sich in der feinern Welt nach und nach  
 „eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wis-  
 „senschaften eingeführt; es haben sich Redensarten  
 „aus andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen,  
 „die jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will, und  
 „brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht  
 „verstehet, wenn er sie auch zu verstehen scheint.  
 „Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre zurück;  
 „seine Bibel, sein Katechismus, seine alten Bücher,  
 „sein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Um-  
 „fang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt  
 „und geläufig sind. Was davon abgeht, ist für  
 „ihn eine fremde Sprache, die er weder Geschicke,  
 „noch Muße, noch Geduld hat, zu erlernen; —  
 „die ihm auch nicht nöthig ist.“ — Nun gehe man  
 nach diesem Gesichtspunkte die *Wochenschriften*,  
 die *Erbauungsbücher*, die *Predigten* durch;  
 alles soll für den gemeinen Mann seyn, und wenig  
 ist für ihn. D eine Schrift, die das ist, was  
 eine *Erbauungs- = eine Bildungsschrift*  
 für den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Theil  
 der Menschen, das Volk, seyn soll: — gebet mir,  
 wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kasten her;  
 ich weiß nichts bessers in demselben zu verwahren! —  
 Doch nein! Ein Schriftsteller der Art wird mich mit

---

\*) Abbt vom Verdienste, p. 349.

dieser Ehre auslachen: er hat einen schönern Ort für sein Buch, den armen Kleiderschrank; und für die Lehren, die sein Buch enthält, das Herz des redlichen Lesers, der ihn theuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt, die für den Menschen, den Bürger, für seine Denkart und für sein Herz, für seinen Stand und Bedürfniß geschrieben ist: die da saget, was er immer gedacht, und doch nicht gedacht, was er thun wollte und muß, und doch nie gethan, worüber er Rath und Unterricht will, und wie er ihn will: die ihm in die Seele spricht, in der er sich finde, die ihm seine Worte von der Zunge, seine Einwendungen und Wünsche geraubt: die recht ein Buch für ihn ist! Wo ist ein Mann der Art:

Wo ist er? und der Kranz des Patrioten  
soll sein ehrwürdig Haupt umziehn! —

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörsäle und Studirzimmer der Gelehrten, wenn es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele verschönere, und das Vergnügen des männlichen Geschlechts sey: damit es die Würde der Bürgerinnen, und Hausmütter, und Ehegatten, und Erzieherinnen erreiche: damit es alle die Talente ausbilde, die ihm die Natur gab, und die Pflichten fordern, das schöne Geschlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß also ein Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehrtem Zuschnitt seyn: es muß statt eines Skeletts von Schulweisheit sich ihrem Verstande beque-

men: und weil in der Welt der Damen immer die Worte gleichsam die Hüllen sind, in denen sie denken: so ist es das sicherste Zeichen, daß man für sie denken kann, wenn man mit ihnen zu sprechen weiß. Ob unsre Schulmethoden, unsre zerstückten Unterweisungen, unsre Kathedersprache, unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht: Unterricht!) passe? — können nichts als Versuche und Erfahrungen entscheiden. Lasset nun einen ehrlichen Schulkolleg oder gelehrten akademischen Professor einen Lehrer in dem werden, was sie bilden soll und kann: gebet ihm die fähigsten Zöglinge: lasset eine Frauenzimmerakademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern bestünde, die selbst verständige, nicht aber gelehrte, und ja keine Dacier's, seyn müssen; nun gebet Acht: sein gelehrter Vortrag ermüdet, er giebt auf zu lernen, Worte, die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen, die sie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrsätze, die nicht für sie sind. — Haben wir daher eine Encyclopädie der Frauenzimmerwissenschaften? — die sich zu den bekanntesten Begriffen herabläßt, in denen sie erzogen worden, sie über Sachen unterrichtet, die rings um sie sind, die Empfindungen entwickelt, die in ihren Herzen schlafen, ihnen ihre ganze Bestimmung und Zwecke stufenweise entwickelt: von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Literatur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften ihnen nur so viel vorhält, als nöthig ist, sie zur Schönheit des Geistes zu bilden, ihnen es in der Ordnung vorhält, die sie immer muntrer macht, und mit den Wor-

ten, die, ihren Lippen entwandt, den Weg wissen, in ihre Seele und an ihr Herz zu schleichen: Haben wir im Deutschen ein solches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar, daß eine Mannsperson es schreiben kann, und die französischen Philosophien in dieser Art sind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Gesellschaft, zum Zeitvertreibe für galante Toiletten, vortrefflich: haben sie aber für den guten gesunden Verstand des Lebens geschrieben seyn sollen? Da nun die Franzosen in der Cultur des Frauenzimmers nach ihrem Ideal des gesellschaftlichen Tons uns weit voraus sind: — ihr Deutsche, wo haben wir sie denn? ich würde mich ja schämen, einen Köster neben Fontenelle zu setzen!

---

## 6.

Jetzt bitte ich einige Dichter auf ein Wort beiseit. Wenn bei sinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten, und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdruck so sehr klebt: so wird für den, der meistens aus dieser Quelle schöpfen muß, für den, der gleichsam der Oberherr dieser Sphäre gewesen, (wenigstens in der alten sinnlichen Zeit der Welt) für ihn muß der Gedanke zum Ausdruck sich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die ihn umziehet, sondern wie die Seele zum Körper, den sie bewohnet: und so ist's für den Dichter. Er soll Empfindungen ausdrücken: — Empfindungen durch eine gemahlte

Sprache in Büchern ist schwer, und eigentlich zu sprechen unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichensprache des Körpers — so spricht die Empfindung, und überläßt den todten Gedanken das Gebiet der todten Sprache. Und armer Dichter! und du sollst deine Empfindungen aufs Blatt mahlen, sie durch einen Kanal schwarzen Safts hinströmen, du sollst schreiben, daß man es fühlt, und doch dem wahren Ausdrucke der Empfindung entsagen; du sollst nicht dein Papier mit Thränen benezen, daß die Tinte zerfließt, du sollst deine ganze lebendige Seele in todte Buchstaben schließen, und partiren, statt auszudrücken. — Hier sieht man, daß bei dieser Sprache der Empfindungen, wo ich nicht schreiben, sondern in die Seele reden muß, daß es der andre fühlt, daß hier der eigentliche Ausdruck unabtrennlich sey. Dichter! du sollst den natürlichen Ausdruck der Empfindung künstlich vorstellen, wie du einen Würfel auf der Oberfläche zeichnest; du sollst den ganzen Ton deiner Empfindung in dem Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken: ein Gemählde hinzeichnen, daß dies selbst zur Einbildung des andern ohne deine Beihülfe spreche, sie erfülle, und durch sie sich zum Herzen grabe: du sollst Einfalt und Reichthum, Stärke und Colorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch sie zu bewirken, was du durch die Sprache des Tons und der Geberden erreichen willst — wie sehr klebt hier alles am Ausdrucke: nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Theile, im Fortgange derselben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo

noch die Seele der Dichter, die zu sprechen, und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete: in jenen Zeiten, wo die Seele des andern nicht las, sondern hörte, und auch selbst im Lesen, zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand. Daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln; die aber unsre süßen Herren verspotten und nährisch finden. Daher rührt alles Leben der Dichtkunst, was ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken sollte, abtrennete: der ganze Verfall der Dichterei, daß man sie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunst brachte, und als eine Tochter der Künstelei ansah: der Fluch also, der auf dem Lesen der Alten ruhet, wenn wir bloß Worte lernen, oder den Inhalt historisch durchwandern, oder ästhetische Regeln suchen, oder Beispiele ausklauben, kurz! wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten: nicht das schöpferische Ohr haben, das die Empfindung in seinem Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichterische Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem sein Geist denkt und spricht und handelt. „Daher rührt das ästhetische „Gewäsche, wo immer Gedanke, vom Ausdrucke „abgesondert, behandelt wird:“ \*) und der Unsegen, daß es uns schwer wird, wie die Alten zu denken,

---

\*) Lit. Br. Th. 17. p. 114.

weil man das Denken ohne Ausdruck erhaschen wollte, und wie die Alten zu sprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgesondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nützlich, ja für nothwendig habe halten können, in Poesien Gedanken und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poetiken unverbunden zu lehren, und in Alten unverbunden zu zergliedern: desto fremder kommt mir diese Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper? Das beste Kleid ist bei einem schönen Körper bloß Hinderniß. — Verhält er sich, wie die Haut zum Körper? Auch noch nicht genug: die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe, seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget: wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mittheilen; ein Paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten wie Shakespears Freundinnen? Diese Bilder sind bedeutend, aber, wie mich dünkt, noch nicht vollständig. — Wohl! es fällt mir ein Platonisches Märchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sey, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert: ich setze diese schöne sokratische Bilder zusammen, und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten, wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Lesern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt gewesen ist, sich bei meiner Erzählung dessen erinnert, was er hier in diesem Elysium für Gedanken gesehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander geflossen sind: wie würde ich mich freuen, wenn einer von diesen mir Recht gäbe, und damit mich schadloß hielte, daß zehn schöne Geister, die sich in das schöne Kleid, und den Puz des Costume, in die schönen Fingerspizen der Chinesers Schönheiten, in das blendende Teint französischer Wendungen, oder in das oft überladene Colorit brittischer Bilder verliebt haben, mich für einen Träumer und Enthusiasten schelten werden.

Aus dem seligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie bei Plato die Seele, heruntergesandt in den Schooß der irdischen einfältigen Natur. In dem Schooß dieser gesunden, und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerin des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten: daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle, und ward die Schöpferin des Gebäudes rings um sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blitzstrahl von ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie ohne Gefühl gewaltsamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug, als das Bild einer Freundin der Götter und Gespielin der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung: sie brachte die Frucht zur Reife: sie vollführte den Palaß ihrer Wohnung: ihr gelang das Bild ihrer selbst,

das von ihr zeugen sollte. Kurz! der himmlische Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, sie aber in den schönsten Jahren seiner Mutter: er ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltsame Gährungen, und mit einer stillen Größe vollendet. Er wand sich seiner Gebährerin sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien und Göttinnen lächelnd ihn an.

Nun steht dieser Körper vor dir: willst du ihn als ein todttes Kunststück betrachten, bloß seine Farbe lieben, bloß seinen Puz anbeten, seine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildsäule: willst du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden! — Elender, fühlloser Betrachter! siehe diesen Körper an als ein Sinnbild der Seele, die ihm bloß so viel körperliche Reize gab, als erfordert wurden, um ihn deinen irdischen Augen sichtbar und schön darzustellen. — Begnüge dich also nicht mit grammatischer Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des todten Rhythmus; denn wenn du da trockne Nichtigkeit suchest, wo Schönheit dich erfüllen soll: so liehest du wie ein Messkünstler und Handwerker, oder Tagelöhner.

Aber siehest du den Ausdruck als ein Geschöpf, das sich die Empfindung geschaffen, als ein Sinnbild, in dem sich ihr Bildniß abdrucket, als einen Boten des Gedankens, und als den Pallast, den seine ganze Größe erfüllet: so wirst du mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der un-

Körper:

körperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte; mit denen Winkelmann sichtet, wenn er bei dem Apoll, oder dem Herkules im Torso, oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth; du wirst mit dem Auge sehen, mit welchem Mengs die Hand seiner Schüler leitet.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, sondern von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der ältesten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftstellers mir zu einem Ganzen bilde. Wenn hier die Stärke der Gedanken sich mit dem starken Ausdrucke paaret: so steht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriss des Körpers für mich bloß ein Zeuge jenes Gedankens ist, der sich denselben formte: die äußere Gestalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der sich hier in seinem Werke spiegelt; die freie Stellung redet von dem Werkmeister, der dies Werkzeug so leicht zu brauchen wußte: die Macht, die nichts Leeres übrig läßt, ist eine Hülle des großen Bewohners: alles wird ein Gegenschein von seinem Urbilde, und eine Morgenröthe, die sich in Strahlen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanken zusammen betrachte: soll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; diesen allein? — eine Seele ohne Körper. — Und wohnt sie in einem wüsten, ungestalten Hause, wo sie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt, wo Sehnen wie Stricke, und Adern wie unreine Kanäle sich erheben, und sichtbar fortlaufen: wo ein dürftiges mißgebohrnes schwachtendes Werk uns Zittern, oder Ekel, oder Abscheu

Herders Werke z. schön. Lit.u. Kunst. II. N. Fragmente

erwecket: so muß uns der Traum des Plato beifallen: in dieses Gefängniß ward der Gedanke gesandt, zur Strafe für die in der Oberwelt begangenen Verbrechen. — So wenig ist in der wahren Dichtkunst Gedanke und Ausdruck von einander zu trennen: und es ist beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersetzen ist.

## 7.

Ich thue noch einen Schritt: wenn in der Poesie der Gedanke und Ausdruck so fest an einander kleben, so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich Ansehen und Gewalt über die Worte, die größte Kenntniß derselben, oder wenigstens eine Gewisheit habe, daß meine Freiheit noch nicht Gefesseltigkeit werde — ohne Zweifel ist dies die Muttersprache. Sie druckte sich uns zuerst, und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worte in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammelten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In ihr muß er also mit der größten Leichtigkeit nachsinnen, und Ausdrücke finden: in ihr den Reichthum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nöthig ist: in ihr die Donnerkeulen und Blitzstrahlen finden, die er als Bote der Götter wirft; denn in sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzt, und unsre Seele und Ohr und Organe der Sprache sind mit ihr gebildet. — Wo werde ich mich also besser ausdrücken, als in der

Muttersprache? Sie übertrifft, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen, in den Augen dessen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zöuling ihrer Hände gewesen. —

Die Sprache, in der ich erzogen bin, ist meine Sprache: denn so wie, nach Montesquieu Anmerkung, alle unsre Begriffe von Schönheit sich auf den ersten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild, das sie gewahr wird, schnell zurückführt, und daher oft den liebenswürdigen Eigensinn schön findet, der mit ihrem Urbilde des Eindruckes übereinstimmt — so ist auch die Muttersprache selbst mit ihren Idiotismen voll Eigensinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. So wie ein Kind alle Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht, was es schon wußte: so passet unser Geist insgeheim alle Mundarten der Muttersprache an: sie behält er auf der Zunge, um nachher desto tiefer in den Unterschied der Sprachen einzudringen: sie behält er im Auge, daß, wenn er dort Lücken und Wüsten, hier Reichthum und Ueberfluß in fremden Sprachen entdeckt, er den Reichthum der seinigen liebgewinnen, und ihre Armuth, wo es seyn kann, mit fremden Schätzen bereichere: sie ist der Leitfaden, ohne den er sich im Labyrinth vieler fremden Sprachen verirrt: die Kinde, die ihn auf dem unermesslichen Ocean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahret: sie bringt in die sonst verwirrende Mannigfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde

Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisirter Fremder: denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe blos durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen: ich sehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimath entziehe, und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleists Bienen nach,

= . = die in zerstreuten Heeren,  
 Die Lust durchsäuseln, und fallen auf Klee und blühende  
 Trauben  
 Und dann heimkehren zur Zelle mit süßer Beute beladen  
 Und liefern uns Honig der Weisheit.

Ich setze zwei Schriftsteller zusammen, von denen der eine in seiner Sprache, der andere in einer fremden todten Sprache schreibt: wer von ihnen kann größer werden?

Wenn der, so in einer fremden Sprache schreibt, die Muttersprache verachtet, in der er erzogen ist, so muß er von ihr übel erzogen seyn, daß die ersten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn sonst sind die Spuren dieses frühen Gepräges der Seele unauslöschlich. — Wie viel verliert ein Schriftsteller hiebei, dessen Geist nicht durch seine Sprache mächtig geformt ist! alles sein späteres Lernen bemahlt die Oberfläche der

Denkart: er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter.

Ein Originalschriftsteller im hohen Sinne der Alten ist, wenige Beispiele ausgenommen, beständig ein Nationalautor. Ein Mann, dessen Seele, von Gedanken schwanger, zu gebären ringet, denkt nie darauf, wie ein ästhetischer Regelschmid einst an ihm sitzen wird, um Beispiele des Ausdrucks zu seinen Schulgesetzen auszuklauben: und es wird ihm also unmöglich, den Ausdruck absondert vom Gedanken zu behandeln, zu ordnen zu wählen. Er bildet sich das Ganze des Gedankens in seinem Geiste, stellet jeden Theilbegriff schnell an seinen Platz, in sein gehöriges Licht, zu seinem eigenthümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaße: das Bild schaffet sich in seinem Kopf und tritt, vollständig an Gliedmassen, und gesund an Farbe mit glänzenden Waffen gerüstet, hervor, und wird Ausdruck. Dieser ist eine sichtbare Wohnung, in die sich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte und zusammensügte. Da steht er nun sichtbar und hörbar, wie ihn der Andre unsichtbar dachte: soll ich den Ausdruck ändern, so schwindet der Gedanke: habe ich den Gedanken gefasset, und will ihn sagen: da steht wieder das Wort! Der Schriftsteller dachte Worte, und spricht Gedanken. Er wollte sich nicht um den Ausdruck allein bekümmern, ihr seine beurtheilenden Schulmeister: er hat nicht geschrieben, um euch ein Exempel-Magazin zu liefern: er gönnt euch die Freude, ihm hier unsichtbare Fehler des Stils abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß- und Kleinmeister der Schreibart, die Ehre, an ihm

berühmt zu werden, und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig zu verdammen, und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig loszusprechen; er giebt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrsamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit, und wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anspielungen, und wo ihr sie versteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges, und wo ihr seinen Zweck erreicht, des Wahrhaften; kurz, aller gegeneinanderlaufenden Fehler des Ausdrucks und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen: er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit diesem hadert! Jura negat sibi data - -

Aber man sieht, daß, wenn dieser Schriftsteller nicht mißrathen will, so muß er in seiner Muttersprache schreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen soll, muß der ganze Umfang der Sprache so unter mir seyn, als das Feld von Gedanken: sonst drücke ich mich entweder nicht aus, oder sündige unaufhörlich wieder die Sprache. Ich will diesen großen Gedanken in seiner ungeheuren Gestalt zeigen: schreibe ich in meiner Sprache, so stößt er sich selbst in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er vielleicht ein Barbarismus, bei dem die Ohren gellen. Dieser neue Gedanke drängt sich in meiner eignen Sprache in alles sein Licht, daß er gesehen werden muß; unter einem fremden Volke hat er nicht die Freiheit, oder paaret sich vielleicht mit einem derben Solocismus. Dieser fruchtbare Gedanke will mit allen seinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele: meine Mut-

tersprache steht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebote; aber in einer todten Sprache muß er betteln, trifft vielleicht arme Hütten an, und wird bei reichen Pallästen zurückgewiesen oder herausgestoßen. Kurz! seiner Seele den Zügel und den Gedanken den Lauf lassen, ohne auf eine bekannte und sichere Mutter Erde sich verlassen zu können, macht misrathene Schriftsteller, die in einer Gegend sich verirren, in die sie nicht zu Hause gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich sein Ausdruck.

Das ist doch gewiß, daß eine todte Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik lerne, nothwendig äußerst eingeschränket, weil nach diesen Gesetzen der Gedanke sich richten muß, dagegen, in lebendigen Sprachen schon eher das Gesetz sich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht: so scheint es rasend, reißt alles nieder, und schreckt Gelehrte und Ungelehrte,

furit, ac velut ursus,  
obiectos cavæ valuit si frangere clathros,  
Indoctumque fugat —

Oder auf der andern Seite, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, so thut sie Gewalt an. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftstellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftsteller unter uns; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unsrigen, lasse unsre Sprache sterben, und wecke sie aus ih-

nen wieder auf? Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde, und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir naturalisirte Römer sehen, die in der Lateinischen Sprache — schreiben; Gedichte schreiben und Horazische Oden schreiben: vielleicht die höchste, schwerste und künstlichste Art des Vortrages. Nun setze ich wirklich ein Genie, von der Größe, als Horaz in seiner Sprache war: es hätte allen innern Reichthum, Fülle, Größe und Feuer der Gedanken in seinem Lande, nach seiner Cultur, nach der eigenthümlichen Wendung seines Geistes: dieser Horaz, von einem würdigen Gegenstande aufgefordert, von der Muse gesalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach der Leier des Venusischen Dichters; er würde Horaz seyn, aber nun singt er in Horazens Sprache. Sogleich wird der Gedanke vom Ausdrücke gefesselt; das Bild soll in seiner Schönheit erscheinen, und hat Flecken, die den Glanz beschimpfen: es soll reich an Nebenbegriffen seyn, und diese Nebenideen erniedrigen es: es soll groß erscheinen, und wird gezerrt, es soll mit einem mal überraschen, und schlägt uns ins Antlig: es wird mit Pus überladen, und erscheint klein. Gedanke und Ausdruck sind wie jene zusammengewachsene Misgeburt, die mit einem Haupte lachte, mit dem andern weinte, mit dem Rücken an einander stieß, sich fortzerrete, und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrschen will: Hieber kann er Machtwörter pflanzen, denn er kenne das Land! Hier kann er Blumen pflücken; denn die Erde ist fein; hier kann er in die Tiefe

graben, und Gold suchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten: denn er ist Hausherr. Die wahre Laune drucket sich blos in der Muttersprache ab, und ich schäme mich nicht, die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir Lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können: ich meyne aber unter dem Wort vollkommen so viel, daß drei junge Herren, die vor mir stehen, und mir Französisch, Italiänisch und Englisch, und drei Schulmeister, die mir Lateinisch und Griechisch und Koptisch, mit großer Geläufigkeit vorsprächen, mich noch nicht widerlegten. Ich würde jedem Glück wünschen, daß er vielleicht in drei Sprachen nichts sagen könne, als was andre vor ihnen, und vielleicht besser, gesagt, und jeder andre nach ihm sagen kann: würde sie aber verlassen, und den Dämon des unwissenden Sokrates citiren, um ihn zu fragen, ob jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommener Homer, in einer todten Sprache ein Pindar oder Horaz, und in einer andern als seiner Muttersprache, ein Shakespear seyn könne? — Alsdann würde ich niederfallen, wie Brutus, und die Erde umarmen, die meine Mutter ist, und ihre Sprache soll meine Muse seyn!

## 8.

Ich habe die Sache blos von einer Seite betrachtet: daß in fremden todten Sprachen der Gedanke verliere; aber, wenn es Schriftsteller gibt,

die von dieser Höhe herunter steigen und blos durch den Ausdruck gewinnen wollen — blos durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! Doch ich will zuhören:

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an sich schöner ist? so denken blos die Schulmeister, die aus den Alten Phrasen aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und sich ein buntes Kleid zusammen sticken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu seyn. Aber wenn junge Böglinge aus den alten Phrasen aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und sich von lateinischen Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zusammen flicken müssen: so wird aus dem lächerlichen ein Thränenwerther Anblick. Ohne Zweck ist die Lappländische Sprache so gut, wie die Römische.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter ist? — so denken blos die, so zweitausend Jahr zu spät geböhren sind, und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Propertius ihre Centonen aufweisen zu können. Nun bin ich zwar kein blinder Wahrsager des jüngsten Gerichts, wie andre größere Leute; aber doch möchte ich nicht dabei seyn, wenn Horaz unsern Rollers, Klozen und andern Schulpoeten ihre Exercitien corrigiren müste zu Ehre der Deutschen Nation — Eben weil die Sprache so alt und verlebt ist: so wüßte ich nicht, ob die Römische Sprache nicht immer germanisirt, wenigstens in eine Deutsche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Belesenheit zeigt? — Es kann seyn, aber je mehr Schriftsteller

ich gelesen, je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen, desto unbestimmter muß meine Schreibart werden, und ihren Charakter verlieren! Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz Virgil und Juvenal breche und dazwischen Knüpfen: so kann dies freilich ein Kranz werden, der mich als einen Kenner des Alterthums bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer spräche, wenn er einen so ungleichen holprichten Stil erblickte, kann ich nicht sagen. Mir ist's freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeitslang gelesen, und schnell einen neuern Homerischen Briefsteller erwischt, manchmal vorgekommen, als wenn ich einen Cento von Redarten läse: aber ich kann überhaupt über eine todte Sprache nicht so gewiß urtheilen, als andre. Wäre ich ein Lateinischer Dichter; mir würde jenes Virgilianische Mißtrauen eindrucklich seyn: „Auch mich nennen die Hirten einen Dichter; „aber so leicht glaube ich ihnen nicht: noch scheinen „mir meine Arbeiten nicht eines Varus oder „Cinna würdig; vielleicht klingt mein Gesang, „wie unter Schwänen das Schnattern der Gänse.“

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch Lateinisch einen Lateiner besser nachahmen kann, als Deutsch? Es scheint! aber was heißt besser nachahmen? Mit seinen eignen Worten; das heißt, grammatisch! Ausdrücke zusammen fädeln, ist alsdann bloß Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines Schriftstellers einkerkeren kann, ohne äußersten Zwang, so muß ich wieder fürchten, selbst in der Schreibart ungleich zu werden.

— Aber nachahmen, um den Ton eines A-  
 t en zu lernen? Diese Nachahmung ist schon hö-  
 her, und eine Arbeit des Geistes. Wenn man einen  
 Autor mit dem Feuer liest, mit dem er geschrieben  
 hat, so muß er uns so beseelen, daß wir eine Zeit-  
 lang gleichsam verückt in seine Sphäre der Gedan-  
 ken sind; sein Ton schallt noch in unsern Ohren;  
 wir sehen mit seinen Augen, wir athmen in seiner  
 Denkart wie in unserm Elemente: die Saite der  
 poetischen Empfindungen tönt in uns, erweckt von  
 der seinigen, mit ihr zusammen: die Worte for-  
 men sich nach der Wendung seines Geistes: wir le-  
 sen usque ad scribendi sollicitudinem — und  
 schreiben. Nun lebt noch seine Sprache in uns, sein  
 Rhythmus tönt noch in unserm Ohre, die Reihe  
 seiner Bilder steht noch vor unserm Auge: wir ah-  
 men in seiner Sprache, in seinem Sylbenmaße,  
 in seiner Composition der Gemälde nach, und zeigen  
 uns also als Virtuosen.

Ich setze dazu: sein Feuer facht unsern Geist  
 an, wir schaffen in seine Bilder neue Züge und prä-  
 gen seine Ideen um, wir bilden uns nach seiner  
 Form neue Figuren, ein Ausdruck gelingt uns vor  
 ihm; eine Wendung glänzt hervor; ein Gleichniß  
 mahlen wir besser aus — wir werden mehr als  
 Nachahmer, wir werden Nacheiferer. Unsere Nach-  
 bildungen werden für uns angenehme Denkmale, die  
 uns an die süße Stunde der Begeisterung zurück er-  
 innern, da die Muse eines alten Schriftstellers vor  
 uns stand, und auf den Flügeln seiner Ideen uns  
 in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Pu-  
 blikum sind diese Stücke Pfänder von dem Werthe

eines Mannes, der sich so vorzüglich nach den Alten gebildet, der ihren Geist kennet, der den Geschmack der Antiken Schönheit in sich gesogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — sie sind also als Mittel zu gewissen Zwecken vorzügliche Dinge; aber als Zwecke? —

Als vollendete Werke des Zwecks reichen diese Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dies wissen, so

schiffet euch in Charons Kahn,  
steiget zu der Sternenbahn,

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten! — Reichen sie an die Alten, als Kunststücke? — Nicht so recht! Denn es ist immer schwer, sich mit einem zu messen, mit dem man nicht auf gleichem Boden stehet! Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt sind; worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet, auf wen er dort angespielet, was in seiner Zeit den Lesern hiebei beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorschimmern, was hier für viele reiche Nebenideen sich zusammengesellen — kurz, die ganze Seite, die sich auf einzelne Fälle gründet, auf seine Gelegenheit und Umstände beziehet, sie einem Römer vorzüglich schätzbar macht, diese ganze Seite ist für uns oft dunkel: und die beste Horazische Satyre läuft Gefahr, von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpassend zusammen zu setzen, und also als Kunststück betrachtet, weit hinter dem Originale zu stehen. — Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genies? Hier entfernen sich die Parallelstri-

che immer mehr. Mit einer todten Sprache ist uns alles ausgestorben, was der Dichtkunst Leben und Nerven gibt. — Die Lage von Vorfällen, über die jener schrieb, aus denen sein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinsten Umstände nutzte, durch welche es sich seinen Lesern so sehr empfahl, so unvergeßlich machte, so nahe in ihre Seele ging — ist ausgestorben. Was hilft es mir, daß meine Gelegenheit im Ganzen mit des Horaz Vorfall stimmt? Stimmet sie auch in Theilen daß ich dies und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche, als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten; und er sang in seiner Sprache, um ganz diesen Vorfall zu nutzen; ich singe über einen ganz veränderten Umstand, und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die mein Gedicht bestimmt machen; ich singe aus Horaz, statt aus mir zu singen! Ich wollte gern einen Commentar über Horaz lesen, und mit ganzer Seele durchstudieren, wo er nicht als ein classischer Autor behandelt, sein Gedanke langweilig und ungefähr bestimmt, sein Ausdruck abgetrennt vom Gedanken zergliedert und verdolmetschet, wo er mit den Regeln neuerer Aristarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigensinnig genug sind, und nie seine Schönheiten erschöpfen oder sichtbar machen. Einen Commentar wollte ich wünschen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über diesen Vorfall zu diesem Zwecke so schrieb und schreiben mußte, wo er als ein Höfling erschiene, der voll feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anspielungen ist, die

gleichsam ihre Welt haben müssen, in der sie leben, aus der sie ihre Reize nehmen, ohne die sie todt sind. Das hieße Horaz erwecken, seine Gedichte in seine Person verwandeln, und mündlich von ihm lernen: das hieße den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären, und alle drei beleben! So lange das aber ein Projekt, bei allen Werken des Alterthums schwer, und bei einigen unmöglich bleibt: so lange man die Alten als todtte Männer behandelt, die als Schulmeister schrieben, damit sie einst in den eisenharten Händen eines Schulmeisters classische Autoren würden: so kann man sie freilich ungestört und zum Lobe classisch nachahmen! Wie vieles stirbt außerdem mit einer Sprache? Zwischen diesen Wörtern ist ein Unterschied in der Würde; er ist verlohren; ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernsthafteste Stelle lachen! — Zwischen diesen ist ein Unterschied in der Bedeutung; ich sage das schiele, was der Römer ganz sagte! — Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht beifiel, oder das nicht in diesem Autor steht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und dann? wo haben wir das Griechische oder Römische Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatischen Regeln, oder halten ihn, welches noch ärger ist, für ganz und gar frei und willkürlich? — Und wo haben wir den lebendigen Wohlklang in unserer Gewalt, die wir nach prosodischen Regeln schreiben, bald es für Kunst halten, ohne Elisionen, bald es für erlaubt halten, mit den härtesten Elisionen zu schreiben, nicht den hohen Wohlklang hören, in

dem die Alten sangen, und ihn also auch nie so genau treffen können, nicht das Geheimniß des prosaischen und poetischen Perioden verstehen können, weil wir bloß aus todten Buchstaben lernen, nicht die stolze Anordnung der Bilder verstehen, die Leben in die Sprache bringt. Würde sich nicht oft ein Römer quälen müssen, um unsern neuern Perioden zu lesen, unsern nachgeahmten Rhythmus schön zu finden, und unsre jüngere Bildercompositionen in seiner Sprache zu bewundern. Sollte ich zu eigen seyn, so weise man es mir; aber nicht durch entscheidende Aussprüche: sondern durch eine gründliche Untersuchung der schweren Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verloren, und was bleibt? Was bleibt, um sie verstehen, beurtheilen und nachahmen zu können?

## 9.

So dürfte also der Ausdruck leiden müssen, und ihm opfert man doch bei dieser Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn sahe man als die Hauptschönheit an? — „man glaubte in dieser Sprache et-  
 „was so schön sagen zu können, als es in andern  
 „Sprachen nicht anginge:“ diesem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle Schön-  
 „heiten dieser Art erschöpfet hätten:“ diesem Glauben folgte noch ein schwererer: „daß alle diese er-  
 „schöpften Schönheiten auf uns gekommen, daß e  
 „in einigen Büchern vor uns liegen, daß wir aus  
 „diesen

„diesen wenigen Büchern den ganzen Umfang einer  
 „todten Sprache in unsere Gewalt bekommen hät-  
 „ten!“ und diesem endlich der schwerste von allen:  
 „daß es wohl anginge, wenn man ihren Aus-  
 „druck nur gefasset, auch ihren Geist, ihren  
 „ganzen Geist zu haben, und sollte uns von  
 „diesem auch etwas entgangaen seyn: so halte uns  
 „jener für diesen Verlust schadlos!“ — Und nun  
 entschloß man sich, des Ausdrucks wegen in  
 der Sprache der Alten zu schreiben: natürlich wars,  
 daß, da dieser der Hauptvorthail und der  
 Hauptzweck war, daß man alles Unclassische  
 vermied, um nicht von den Alten abzuweichen: also  
 entsagte man seiner Eigenheit, man opferte alles  
 auf, das uns den Namen Classisch freitig ma-  
 chen könnte; und ward ein classischer Nachahmer! —  
 O das verwünschte Wort: Classisch! Es hat  
 uns den Cicero zum classischen Schulredner, Ho-  
 raz und Virgil zu classischen Schulpoeten, Cä-  
 sar zum Pedanten, und Livius zum Wortkrämer  
 gemacht. Das Wort: Classisch! hat den Aus-  
 druck vom Gedanken, und den Gedanken von der  
 ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert, und uns ge-  
 wöhnet, nach Horaz Exercitien zu machen, und  
 ihn in seiner Sprache übertreffen zu wollen. Dies  
 Wort wars, das alle wahre Bildung nach den Alten,  
 als nach lebenden Mustern, verdrängte, und den  
 leidigen Ruhm aufbrachte, ein Kenner der Alten,  
 ein Artist zu seyn, ohne daß man damit höhere  
 Zwecke erreichen dürfte: dies Wort hat manches Ge-  
 nie unter einen Schutt von Worten vergraben, sei-  
 nen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken

gemacht, und auf ihn die Last einer todten Sprache, wie einen Mühlstein gewälzet: es hat dem Vaterlande blühende Frucht bäume entzogen; da stehen sie nun auf fremdem Boden, und trauren mit halbverwelkter Blüthe und sinkenden Blättern, statt daß sie uns Bäume hätten seyn sollen, unter denen ihr Geschlecht wohnen könnte:

Πολλας δ' ἰφθιμυς ψυχας αἰδι προιαψεν  
 Ηρωων, αυτες δ' ελωρια τευχες κινεσσιν  
 Οιωνοισι τς πασι.

Will ich die Sprachengelehrsamkeit verläumdern? der lateinischen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdiensten absprechen? Gar nicht! Sie soll unsere gelehrte Sprache bleiben, die ein Band der Nationen ist; — sie soll die Sprache der Forscher des Alterthums bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick seyn würde, einen griechischen oder lateinischen Autor mit deutschen Noten und einer deutschen Vorrede in die Büchersäle der Gelehrten zu senden: sie soll die akademische Sprache bleiben, weil sonst eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, wenn wir uns auf andre verlassen, und es bloß einem Triumvirat von Schriftstellern in einem ganzen Lande aufgeben, die lateinische Sprache zu erhalten: sie soll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt, und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden: kurz! sie soll das Werkzeug der Gelehrsamkeit bleiben, das seit so vielen Jahrhunderten diese Ehre gehabt, und mit dem so große Dinge ausgeführt worden sind.

Aber die eigentliche Sprache des Geschmacks, der Künste, der Schönheit muß sie nicht werden; nicht einer Nation die Originalschriftsteller in ihrer eignen Mundart rauben: nicht die Ehre sich anmaßen, auf dem Throne der Dichtkunst zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig schönen Schriftsteller, oder derer zu werden, die mit ihren Schriften bilden wollen. Diese sollen vom Sokrates lernen, Patrioten zu seyn, und Nebenabsichten dem Hauptzwecke aufzuopfern: denn dieser wußte es genau zu unterscheiden:

*patriae quid debeat, —*

Sie sollen aus verunglückten Beispielen sehen, daß, wenn man den Ausdruck unglücklicher Weise vor dem Gedanken behandelt; alsdann leicht jene todte Bildsäule des Styls daraus werde, die ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigene Schönheiten, ohne Leben und ohne Charakter dasteht, für langweilige Leser eine Augenweide, die Bewunderung des regelmäßigen Dummen, allein der Kluge geht vorüber. Sie sollen aus Beispielen sehen, daß, wenn man sich begnügt, was *zehn andre* vor uns gesagt, auf eine so Gott will! schöne Art zu sagen, ein Alltagsgesicht daraus werde, — eine Alltagscomposition von hundert hübschen Stellen und Gedanken und Flickgen, die nicht helfen noch schaden, aber doch ins Auge fallen: — daß, wenn man sein vornehmstes Verdienst in den schönen Ausdruck einer fremden Sprache setzt, zuerst unsre Denkart, nach-

her selbst unsre Sprache, und wenn dieser Geschmack herrschend wird, endlich die Denkart und die Sprache der ganzen Nation zurückbleibe. Als dann wird vielleicht einst ein unparteiischer Nachkomme uns die Grabschrift setzen:

tu quoque, tu in summis, o dimidiata Me-  
nander

Poneris et merito: puri sermonis amator.

Lenibus atque vtinam scriptis adjuncta fo-  
ret vis

- - - vt aequato virtus polleret honore  
cum Graecis: neque in hac despectus parte  
jaceres:

Vnum hoc maceror et doleo tibi deesse - -

## 10.

In der Sprache der sinnlichen Welt, überall, wo ich blos klar denken muß, ohne doch immer des Unterschiedes mir bewußt seyn zu dürfen; vorzüglich in der Dichtkunst, wo der sinnlich lebhafteste Ausdruck alles ist: klebt also der Gedanke sehr an Worte — aber jetzt treten wir auf ein Feld, wo sich alles verändert zeigt — die Weltweisheit: wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften. Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne also Gesichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen, sinnlich, wo man mit dem anschauenden Blicke zugleich den Namen verbindet: dieser Weg,

zu Begriffen zu gelangen, ist offenbar nicht die Straße der Philosophie: sie verirrt sich unter *qualitates occultas*, wenn sie mit dem Verstande empfinden will, und das Empfundene mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgiebt. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erkläre: damit man nicht glaube, ich wollte die Weltweisheit dem Boden der Beobachtung entwenden. Ich sage nur: jeder Begriff, den ich glaube ansehend zu erkennen, da er doch bloß eine Wirkung der Abstraktion ist, ist ein Scheinbegriff in der Philosophie: und wenn ich ihn mit einem Namen gatte: so ist dies ein leerer Name, den ich nicht entwickeln, und der andre also sich nicht erklären kann, auf gut Glück annimmt, und ein Wort spricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Theil der scholastischen Wortkrämerei kam daher, weil sie abstrakte Begriffe, wie ansehende Gedanken, sich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten, was sie schlossen, und sich unter unerklärliche allgemeine Namen versteckten. Wenn eine neuere Philosophie fortfährt, die Wahrheit wie eine Farbe anzusehen, und es zum obern Grundsatz des Denkens nimmt: was ich nicht anders, als wahr oder falsch denken kann, das ist wahr oder falsch — wenn man den Grundbegriff der ganzen Aesthetik, die Schönheit, in ein Ich weiß nicht was? des Geschmacks verwandelt: und die Grundlage der Moral in ein Gefühl, oder Gewissensempfindung, oder gar in einen angebohrnen Gehorsamstrieb setzet, um es zu bestimmen, was gut ist: — ich sage, wenn dieser Weg die philosophische Methode wird: so sind wir wieder

in dem Labyrinth unerklärlicher Worte, wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Baco, Locke und Leibniz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen, wörtlich, wenn der Name genetisch und aus dem Wesen der Sache hergenommen ist. So sind aber bloß Worterklärungen, wo ich willkürlich zusammengesetzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichsam darstelle. Dies ist noch nicht die eigentlich philosophische Methode, zu Begriffen zu gelangen: denn es sind wenige Namen in der Philosophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden sind, weil bei dieser Art der Verbindung zwischen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders stehen müssen, der sie beide schuf und paarte. So sind nicht die Worte des gemeinen Lebens, denn die Erfinder der Sprache waren selten Philosophen; sondern meistens die eigentlichen Kunstwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gelten; weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte, als mit ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Ist also eine Weltweisheit mit solchen Kunstwörtern überladen, ohne daß man diese Kunstwörter anders gebrauchet, als zum Beschauen: so verwandelt sich mit einemmal das, was bei den Erfindern eine Kustkammer zum Gebrauch gewesen war, in eine Galanteriebude, wo man eins nach dem andern besieht, auskramet, und höchstens hier und da etwas puzet. So ist die gemeine Art, Philosophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philosophischer Worte hat, sie ihren Schülern vorzeigt, erklärt, und dieselbe höchstens mit einigen

Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geist der Weltweisheit aber ist nicht, wie ich glaube, zu wissen, was andre vor uns gedacht und gesagt: sondern es sich eigen zu machen, wie sie es gedacht und gesagt. Wer Philosophie versteht, erläutert und vorträgt, ist vielleicht noch kein Philosoph, und einen jungen Kopf bloß auf diesem Wege fortführen, heißt noch nicht ihn denken, sondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer Methode, die da glaubt: Gedanke klebt am Ausdruck; und sich zum einzigen Zweck nimmt, Worte zu erklären, damit man Gedanken bloß verstehe: das heißt, Weltweisheit lerne.

3. An grammatische Entzifferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken; denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie. Nicht, wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten, und analytisch bestimmen läßt: sondern wie er gebraucht wird, ist die Frage. Ursprung und Gebrauch sind oft sehr verschieden, und die Untersuchung des ersten ist nichts, als ein Mittel, den letztern genauer zu erforschen.

Wie klebt nun in der Philosophie Gedanke am Wort? so wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken sinnlich klar erkenne, und an dieser klaren Erkenntniß genug habe? — Nein! denn ihr Geschäft ist, sinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dies ist der erste Gesichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Worte technisch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne,

ich zugleich die Gedanken lerne? Die Gedanken wohl, aber denken zu lernen, wird diese technische Verbindung bloß zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Worte bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anschauen seiner Figur? noch weniger! denn grammatische Auflösungen eines Worts sind selten der Art, daß sie die Begriffe uns eben damit Vorbilden: weder wie sie entstanden sind, noch wie sie zusammen ein Ganzes bilden. — Nun wende ich an:

---

 11.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt: sie ist also ein Schatz von Begriffen, die sinnlich klar an den Worten kleben, und vom gemeinen Verstande nie getrennet werden. Nun kommt die Weltweisheit, um die Beschaffenheit der Dinge zu erforschen; das ist, sie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn also eine philosophische Methode unsrer Erziehung und Bildung analogisch seyn soll: so nimmt sie die Gegenstände, die wir schon durch Hilfe der Worte sinnlich klar kennen, setzt die bekanntesten Ideen auseinander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand läugnen kann, steigt zu denen immer feinern, bis sie endlich zur Definition kommt: jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Theilbegriff, und da wir vorher bloß unterschieden, so fern wir mit dem Wort einen klaren Be-

griff verbanden: so erkennen wir jetzt den Unterschied, weil wir uns der Merkmale bewußt sind, die beide Sachen unterscheiden.

Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die analytische: diese muß nothwendig die Begriffe des gesunden Verstandes zum Grunde legen, und von hier sich zu den Höhen der abstrahirenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen gegeben; er kann sie also nicht in einem Verstande nehmen, wie er will, und willkührliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geist, Tugend u. s. w. voraussetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie sind ihm sinnlich klar gegeben, und jeder gute gesunde Verstand muß also durch die Philosophie gleichsam höher geleitet werden. Sie sind ihm aber verworren gegeben, er soll sie durch die Abstraktion deutlich darstellen, und zergliedert sie also, so weit er kann.

Man sieht bei dem ersten Anblick, daß alle Weltweisheit ertödtet werde, wenn man sich begnügt, den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn absondern, ihn in andre kleinere Bestimmungen auflösen, ihn immer in verständlichen, aber nach und nach in vernünftigeren Worten zeigen, bis die Seele sich endlich gleichsam erinnert, was sie mit dem Worte gedacht hat, und vorher nicht sagen konnte, was sie in Platons Reich der Geister sahe, und jetzt nochmals siehet, was in ihr schlummerte, und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können:

so ist's eben der Zweck der Weltweisheit, die bloß verständlichen Worte so lange umzusetzen, und zu wechseln, bis sie deutlich werden; der Unterschied dieser beiden Ausdrücke ist eben dadurch geschwächt, daß wir im gemeinen Leben verständlich und deutlich für einerlei halten, weil wir vom Letztern in ihm wenig wissen.

Die Weltweisheit also, die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach sogleich hinter barbarische Kunstwörter versteckt, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse, denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft: sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre der Katheder versetzt. Bildend ist sie nicht, und wenn sie auch wahr wäre, unnützlich. — Aber die Weltweisheit ist die Abgöttin meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erscheint und verschwindet.

Daß diese Art zu philosophiren schwer sey, ist offenbar, denn sie kann nicht mit Worten spielen, wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergessen kann. Sie soll den Begriff eben von seiner Hülle absondern, in der man ihn zu sehen gewohnt ist, und von Jugend auf zu sehen gewohnt war. Er sträubt sich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden, so entwischt er, und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir verunstalten ihn, haben ihm mit seinem Gewande zugleich seine

Haut zerrissen: da steht er unkenntlich und verwundet in philosophisch-barbarischen Hüllen. In der That die Mühe ist nicht so leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben, ihn von den Worten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt erkennen: ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß jeder spricht: das ist er! und genau sagen kann: warum ers ist?

Man sieht auch, daß dieser Weg zu philosophiren Schranken habe: denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachsten Worten nicht mehr zu trennen sind, und deren muß es vermuthlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweisen glaubt, daß sich alles auf Gedanken, und selbst der Begriff des Seyns dahin zurückleiten lasse: dies sind ohnstreitig die Grundsteine unsrer Erkenntniß. Allein unter dem Begriffe des Seyns stehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum und Zeit und Kraft: das ist, neben, nach und durch einander. Für mich wird es also schwer, es zu begreifen, daß, wo etwas ist, ein andres neben ihm sey? wenn etwas ist, ein andres nach ihm sey? wie etwas ist, das andre durch dasselbe sey? Ich sage begreifen: nicht aber mit Worten zu spielen, daß eins im andern enthalten sey, daß diese Begriffe verwandt sind u. s. w. — Eben so ist's für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reduciren, daß ich aus ihm begreifen könne, wie das Anschauen des Einen im Mannigfaltigen,

das ist, der Begriff der Schönheit, Vergnügen, und die Erkenntniß der Vollkommenheit, Wollen wirke. — Ich führe einige der wichtigsten Grundbegriffe an, die sich nicht weiter entwickeln lassen: „hier muß der Gedanke am Ausdruck endlich „kleben bleiben.“ Aber dies hier und dies endlich kann man nicht nach Belieben hinsetzen, wohin man will: sonst verfällt man in eine Philosophie der Faulen.

2. Ich habe jetzt die Materie der Philosophie erwogen, von der Form kann ich kürzer seyn. Will man jene Metaphysik nennen, so giebt es eine Grundwissenschaft der Physik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieser Wissenschaften von ihrer klaren Verständlichkeit bis zur einfachsten Deutlichkeit fortführt, und also ein Schatz deutlicher Begriffe ist. Die formelle Philosophie hat es zum Zweck, daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatze gelangen, wir selbst denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es schon einleuchtender, daß ich dies auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meistern mit-, daß ich aber auf keine Art so leicht diesen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen blos nachdenke. Mit dem ersten rechtfertigen sich auf einmal die Kunstwörter der Philosophie gegen alle Spöttereien der Unwissenden: sie sind nöthig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philosophen, in deren Geist ich mich durch diese Worte setze, mit ihnen denke, schliesse, beweise, eintheile, und also denken, schließen, beweisen,

eintheilen lerne. Aber Zwecke müssen sie nicht seyn, daß ich bloß diese Worte verstehen und ausdrücken könne: wer dies zu seinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpret der Philosophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften, und berühmt im Vortrage seyn; aber im schärfsten Verstande so wenig ein Philosoph, als Warburton und Johnson Poeten sind, weil sie über Pope und Shakespear commentiren. Keislich erwogen ist der Name eines wahren Weltweisen, eines Erfinders in der Philosophie so eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters: nur daß freilich unsre Zeit geschickter ist, jenen, als diesen, hervorzubringen. Selbst unter den Deutschen ist ihre Mutter, die Philosophie, so fremde geworden, daß man höchstens einige akademische Thyrsusträger sieht, die sich Bacchus zu seyn glauben. Sie lernen Worte und glauben: „mit ihnen haben sie Gedanken.“

Genug! in der Weltweisheit Ausdruck statt Gedanken nehmen, ist verderblich; den Gedanken bloß im Behikulum des Ausdrucks verschlingen, ist unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln und deutlich machen: das ist Philosophie. — Nun sollte ich mein Fragment mit den wahren und gründlichen Bemerkungen unsers philosophischen D. krönen, ob wir ohne Worte denken können? \*) — von der Nothwendigkeit der symbolischen

---

\*) Lit. Br. Th. 9. p. 43.

Kenntniß \*) — von Leibnizens allgemeiner philosophischer Schrift und Sprache, \*\*) und andre Materien, die ich in einer Abhandlung vorausschicken müßte, aber in Fragmenten von dieser Art bloß citiren darf: denn vielleicht sind mehrere, die mit mir von diesem Weltweisen denken, was dort Antimachus zum Plato sagte, da dieser seinen ganzen Lehrsaal füllte: Plato ist mir statt vieler! Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citirten Stellen lesen.

## 12.

Ich habe in einem Labyrinth von verschiedenen Aussichten umhergeschwärmert; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß die Lateinische Sprache einigen Eindruck in das Innere des wissenschaftlichen, insonderheit philosophischen, Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrsche.

Ob sich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um sie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß sagen lassen;

---

\*) Th. 13. p. 21.

\*\*) Th. 4. p. 234.

so daß es nachher blos die Pflicht der Sprachweisen ist, die Sprache dazu zu schaffen, daß sie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich sage: so rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die Lateinische Sprache: sondern wünsche ihr aus guten Ursachen, die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Systeme, und das allgemeine Band der Gelehrsamkeit zu seyn. Seit dem man von ihr abgewichen: so sind jene neumodischen Lehrbücher erschienen, die ästhetische Kabinolen schneiden, wo sie mit festem philosophischem Tritt einhergehen sollten. Ich gebe es also zu, daß, wenn ein blos dogmatisches Buch durch eine Lateinische Uebersetzung viel von seinem Innern verliert, so sey das Abgegangene gewiß Schlacken, sie mögen so glänzen und locken, als sie wollen. Ich gebe es zu, daß jeder Lehrer seinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überschauen müsse, und wenn die Lateinische Sprache zu dieser Kürze und Strenge hilft und bildet, so müsse er sie ganz in sich gesogen haben. Ich gebe es zu, daß wir uns unsre Gelehrsamkeit weitläufiger und schwerer machen, wenn jede Nation allgemeine dogmatische Wahrheiten in ihrer Muttersprache schreibt, und daß, wenn die Literatur auf diesem Wege fortgeht, wir bald nicht blos Französisch, Englisch und Italienisch, sondern auch Schwedisch, Dänisch, Holländisch, Spanisch, Russisch u. s. w. werden lernen müssen, wenn wir die Erfindungen werden wissen wollen, die dem ganzen Markte der Gelehrsamkeit zugehören. Ich sage also mit Gesner: *An uti Germanica lingua convenit in praelectionibus Academicis? Serum est inter-*

rogare. Quaeramus potius, an non in aliquam partem honoris sui restitui possit Latina?

Hievon rede ich nicht, sondern frage: ob diese Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweise, über Eintheilungen und Unterschiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe? Wäre dies, so kann man in reinem Deutsch doch Lateinisch denken, seinen Vortrag doch nach dieser Sprache modeln, und also noch immer Gefahr laufen, Worte statt Sachen, Lehren statt Wahrheiten, Kathederwissenschaft statt Weisheit, und Ausdruck statt Gedanken, auf gute Treu und Glauben zu verkaufen.

Unsere Wissenschaften wachsen sämmtlich und besonders nicht auf unserm Grund und Boden: Jahrhunderte durch sind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der Lateinischen Sprache verwachsen: wir müssen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr studiren, unsere Gelehrsamkeit weit und breit zusammenholen: und nun begeben wir uns zu schreiben — Es sey eine Sprache, welche es wolle, wir werden etwas von diesem Zwange in sie bringen. Wer kann es also einem gelehrten und sehr verdienten Gottesgelehrten, wenn man nicht selbst ein Schwäger ist, denn so bitter verargen, wenn sein Vortrag, unter eine Last Lateinischer Literatur gekrümmt, sich mühsam fortziehet. Freilich wäre seine Geschichte der Glaubenslehren ein anderes Werk, wenn man sie in das natürliche Deutsch einer Winkelmannschen Geschichte der Kunst übersezte:  
aber

aber beklaget sie vielmehr, die Baumgartens, die Semler, die Heilmanns, daß sie nach der Lage der Gelehrsamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläufigen Wanderungen anzunehmen. Man spottet so häufig über den akademischen Styl in Paragraphlangen Perioden: man hat Recht, ihn zu tadeln; aber die eisernen Ketten, unter denen er einherschleicht, sind freilich oft geschraubte Mühsamkeit, oft aber offenbar aus dem Lateinischen übertragen.

Ferner: es sind in dem Anblick der Wissenschaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorstellungen, und Gesichtspunkte, aus fernen Wölfen, Zeiten und Situationen, die uns nicht mehr wundern, weil man uns gleich vom Anfange der Unterweisung in sie gleichsam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Literatur als Fremdling studiret, so fremde und buntscheckig vorkommen, als in dem altgalanten Styl die Lateinischen Wörter. Diese entfernten und veralteten Vorstellungsarten geben dem Ganzen des Vortrags die Miene des Gelehrten: sie öffnen dem gelehrten P s i t t a c i s m u s die Thüre, der sich ihnen bequemt, und Worte nachplaudert. Sie sind eben, die den Bücherphilosophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er sich doch auf sie mächtig stützen, und jederzeit von ihr ausgehen sollte, um nachher seine eigne Sphäre zeitig genug zu finden. Sie sind, die den philosophischen Magistern aufgebracht, der Ballast statt Gold führet, und von Weisheit strohet, die nicht eine einladende Miene hat. Welch ein Unterschied zwischen einem Moses und Kälbele!

Herders Werke z. schön. Lit. u. Kunst. II. P. Fragmente.

Ohne Zweifel ist auch selbst zu Lehrbüchern die Sprache des gesunden Verstandes die beste, die sich gelegentlich der wissenschaftlichen Vernunft mitzutheilen weiß. Es führen hierin aber andere das Wort statt meiner schwachen Stimme, und man muß überhaupt dem Lobe bestimmen \*): „wenn es dem Reiche der Wissenschaften zuträglich gewesen, einem mit willkürlichen Begriffen, Hypothesen und Schlüssen offenbar zu weit getriebenen und zuletzt nur in bloße Schalen einer kernlosen Methode verwickelten philosophischen Geschmacks sich entgegen zu setzen, so hat Göttingen Antheil an der Ehre eines gebesserten oder geretteten Geschmacks.“

---

\*) Pütters Geschichte der Akademie zu Göttingen.

## II.

## Von neuern Gebrauche der Mythologie.

## 1.

Von hieraus gehe ich, wie ich glaube, den sichersten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neuesten und feinsten kritischen Schriften \*) unter uns von neuem rege gemacht ist: wie weit wir die Mythologie nachahmen können, und müssen? Klotz nehmlich, in seinen *Epistolis Homericis*, untersucht diese Frage im Vorbeygehen, und so wie dieser Verfasser überhaupt in seinen Parenthesen unterhaltender seyn möchte, als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt: so gebe ich auch der exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geistliche Gedichte der Christen zu mischen sey, meinen ungetheilten Beyfall.

Aber wie fern uns die Mythologie im Ganzen, erlaubt, nützlich, ja nothwendig zu brauchen seyn möchte: hier scheint

---

\*) Klotz, *Epistol. Homer. Epist. 11.*

seine Calliope, die er vor dieser Betrachtung anruft \*), ihn etwas zu weit verführt zu haben; oder er ist undankbar gegen seine Führerin, die ebenfalls zur Mythologie gehört, und ihren Schüler also verlassen mußte, da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachschleichen, und ihn etwas zurück zu locken suchen.

„Warum, fragt er, ist Neptun ein Gott des Meers, Pluto der Hölle u. s. w. man kann nichts bei allen diesen Fabeln zur Ursache angeben, als „weil es den Griechen und Römern so gefiel \*\*)!“ Freilich, der Name ist willkürlich! und meinerwegen mag statt Jupiter, Neptun und Pluto, auch Perkunos, Pikkollos und Potrimpos, oder Odin, Thor und Locke stehen, nur müssen diese Namen, so durchgängig bekannt, mit so hohen poetischen Begriffen gleichsam verknüpft, und unsrer Sprache so angemessen seyn, als die Griechischen und Römischen Namen der Götter. Alsdann ist uns nichts daran gelegen, ob sie von den Griechen oder Scandinaviern, den Römern oder alten Deutschen erfunden sind. Nur, ich wiederhole es nochmals, sie müssen so durchgängig bekannt, mit so vielen dichterischen Erzählungen ausgeschmückt, und an Tönen nicht rauh seyn. Der Dichter und Artist braucht, um seine vollkommen sinnliche Schönheit zu erreichen, oft solche personificirte Stücke der Natur: hier einen Wasser-

---

\*) Epist. Hom. p. 124.

\*\*\*) Epist. Hom. p. 124.

dort unterirdischen Gott, wo der Begriff von Meer nicht paßlich, und die Idee vom Teufel nicht edel genug war. Hier hat der Verfasser die Ursache, warum ein Neptun und Pluto nöthig waren, bloß als poetische Geschöpfe, nicht Namen.

Er fährt fort\*): „die Mythologie beruht auf nichts, als dem Irrthum und dem Uberglauben der Alten!“ Gut! Religionsbegriffe, Bilder der Wahrheit muß sie also uns nicht geben, aber wir nützen sie auf einer andern Seite, der sinnlichen Schönheit wegen. Wenn ich mythologische Ideen und Bilder gebrauche, so fern gewisse moralische, oder allgemeine Wahrheiten durch sie sinnlich erkannt werden: so sind mir ja mythologische Personen erlaubt, die durchgängig unter einem bestimmten und dazu sehr poetischen Charakter bekannt sind, ohne in der Fabel Aesops müßten die Thiere nicht mehr sprechen, und in keiner Fiktion müßte ich erdichtete Personen gebrauchen können — warum? weil sie der Wahrheit entgegen sind. — Der Wahrheit wegen brauche ich sie auch nicht; aber ihrer poetischen Bestandheit: und wenn es personificirte Dinge sind: der sinnlichen Anschauung wegen. Freilich, die die mythologischen Namen bloß „als leere Schälle\*\*“ gebrauchen, die können ihrer entrathen; sind das aber Dichter? Weiter: „es ist ein sehr mittelmäßiger Kopf, der nichts selbst in Vorrath hat, sondern hundertmal wiederholte Bilder

\*) pag. 125.

\*\*) pag. 126.

„wiederholen muß\*)!“ Nicht blos ein mittelmäßiger, sondern ein schlechter Kopf ist, der nichts im Vorrath hat, der blos wiederholt; aber wer hundertmal auf einerlei Art gebrauchte Bilder, auf eine neue Art braucht, wer hundertmal gebrauchte Personen zu Maschinen einer im Ganzen neuen Fiktion braucht, wer in hundertmal geschene Körper einen neuen Geist hauchet, daß sie ihm zu großen Zwecken dienen, und in einer neuen Sphäre, ihrem Charakter gemäß, poetisch schön handeln, der ist mehr als mittelmäßiger Kopf. Nicht darin besteht sein Verdienst, daß er sie braucht, (weil er damit seine Kenntniß zeigt) nicht darin, daß er die Schwierigkeiten ihres abgenutzten Alters zu überwinden wußte, denn warum ließ er, wenn dies sein einziges Verdienst war, nicht gar bleiben? sondern weil er sie zu schönen poetischen Zwecken schön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugniß anführen, dem der Verfasser vielleicht glauben wird: es erlaubt zwar allein den Künstlern die Mythologie: wenn sie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann, und nöthig hat; warum sollen wir hart, oder eigenfönnig seyn, und sie ihm denn versagen? Ich setze meines Zeugen eigene Worte her, damit der Leser nichts vom schönen Ausdruck verliere, oder ich untreu würde: *artificum ratio hujus disputationis severitatem refugere videtur. Nam ut in sermone verba, sic in pictura signa quae-*

---

\*) pag. 127.

dam sunt, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia profana repetita, quae quasi verborum sermonisque vim nacta sint. — Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi nanciscuntur artifices, ut in una tabula complures res exponere queant, quarum singulae singulas tabulas postularent, si ab hac ratione recederent. — Praeterea res, quae in sensus non cadunt, hoc modo ante oculos ponuntur, et obmutescenti quasi historiae succurrit allegoria: attentio igitur conservatur, et dum omnia videmus, laetamur. —

Wozu braucht sie also der Künstler? Zuerst wegen ihres bestimmten Charakters, da sie bedeutungsvolle Worte sind: ferner, durch den Reichtum von Ideen, der sie begleitet; drittens, sie mahlt abstrakte Begriffe sinnlich. Nun! und wenn sie zu dem allen der Dichter brauchen kann, und muß: um ihrer allgemeinen Bestandheit, um ihrer hohen poetischen Nebenbegriffe, um ihres Lichts der sinnlichen Anschauung willen: damit er allen verständlich, damit er poetisch = edel, reich und schön, damit er für die anschauende Phantasie rede: wer soll sie ihm verwehren? Unser Verfasser nicht, denn er erlaubt sie ja deswegen dem Künstler; ich auch nicht, da ich für sie rede; der Verfasser der Homerischen Briefe auch nicht, denn das angeführte Zeugniß ist sein eigenes\*), aus demselben Briefe, und in derselben Sache. Ich habe ihn

---

\*) s. Epist. Homer. 2. p. 129.

durch sich selbst zurückgeführt: vorher hat er bloß die Mythologie zu einseitig angesehen. Nicht wie Griechen und Römer sie brauchen\*), (als Religions- und Historienwahrheiten,) nicht, wie sie die Reformatoren nach der Barbarei oft beibehielten\*\*), (als eine heilige Antike, aus einem Vorurtheile des Ansehens,) nicht, wie sie gebirnlose Köpfe brauchen †), (als einen leeren Schall,) nicht, wie sie elende Schwärzer brauchen ††), (um neun und neunzigmal gebrauchte Gleichnisse, statt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzustellen,) sondern mit einer neuen schöpferischen, fruchtbaren und kunstvollen Hand — und zwar bloß, wenn er sie nöthig hat, und zu den angezeigten großen Zwecken gebrauchen kann.

## 2.

Ganz nothwendig für einen jeden Dichter schlechthin, ist die Mythologie gar nicht. Ich sehe die Ursache, womit ein Kunstrichter †††) Kloßens Meynung begegnet, für gar keine Ursache an: „der Dichter überzeugt uns durch seine Mythologie, „daß er mehr als bloße Verse machen kann; er gibt „einen überzeugenden Beweis, daß er ein Gelehrter „ist, der sich in den Werken des Alterthums um-

\*) pag. 132.

\*\*) pag. 125.

†) pag. 126.

††) pag. 127.

†††) s. Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. pag. 203.

„gesehen hat, oder noch umsehen kann, welches un-  
 „sre Poeten als was ziemlich Ueberflüssiges anzuse-  
 „hen anfangen.“ Der Recensent, dessen dies Ur-  
 theil ist, will uns damit vielleicht überzeugen, „daß  
 „er mehr, als bloße (d. i. nackte) Recensionen  
 „schreiben kann; er will uns damit einen überzeu-  
 „genden Beweis geben, daß er ein Gelehrter ist, der  
 „sich in den Werken des Alterthums umgesehen hat,  
 „oder NB. noch umsehen kann, welches unsre Re-  
 „censenten als was ziemlich Ueberflüssiges anzusehen  
 „anfangen.“ Dessen hat er mich auch überzeugt,  
 aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mytho-  
 logie lernt man nicht gleich mehr als bloße Verse  
 machen: wer ein Compendium der Mythologie durch-  
 gelesen, ist noch kein Gelehrter, der sich in den Wer-  
 ken des Alterthums umgesehen haben muß: ein Ge-  
 lehrter ist noch kein Dichter, und ein Alterthums-  
 Kenner kann sich eben, wenn er sich im Staube der  
 Alten umsieht, das poetische Auge verderben: und  
 dann, um sich in den Alten umsehen zu können,  
 lieber Gott! dazu braucht man ja nicht mythologische  
 Gedichte gemacht zu haben; so wenig als der Re-  
 censent mythologische Gedichte darf vertheidigt haben,  
 um sich in den Werken der Alten umsehen zu kön-  
 nen.

Aber noch eine Ursache von ihm \*): „wenn die  
 „Mythologie aus der pindarischen oder horazischen  
 „Ode verwiesen werden sollte: so sehe ich gar nicht,  
 „wie sie den Namen einer pindarischen oder horazi-

---

\*) f. Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. p. 204.

„schen Ode verdienen könnte. Der Begriff von bei-  
 „der Art Oden involviret die Mythologie, ohne selbi-  
 „ge ist es nicht möglich, einen vollständigen Begriff  
 „davon zu geben, oder wenn Sie das nicht zugeste-  
 „hen wollen, Herr Klog: so müssen Sie ic.“ Da  
 lieber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen alles zu-  
 gestehen, wenn Sie mir etwas, was für mich sehr  
 schwer fällt, den Begriff, den vollständigen  
 Begriff einer pindarischen oder horazischen Ode ge-  
 ben, und sich herablassen, mir in ihm die Mytholo-  
 gie zu evolviren, die Sie involviret haben. An mei-  
 nem schwachen Verstande liegts vermuthlich, daß ich  
 diesen Begriff noch nicht vollständig auseinan-  
 der setzen kann, so genau ich ihn zu bemerken und  
 mindestens zu empfinden gesucht; daß ich nicht so  
 entscheidend behaupten kann, dies gehört zur pinda-  
 rischen und horazischen Ode wesentlich, und dies zu-  
 fällig; dies muß, und jenes darf nicht nachgeahmt  
 werden, in einer fremden Sprache, bei einer ganz  
 verschiednen Religion, auf einer ganz verschiednen  
 Stufe der Literatur, unter ganz andern Umständen  
 und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieser  
 schwachen Blödigkeit endlich geglaubt, daß der Cha-  
 rakter Pindars und Horazens am sichersten, nicht in  
 dem, was, sondern wie sie es singen, ertappet  
 werde, daß es nicht darauf ankomme, ob sie eben  
 diese Materialien zu ihren Farben nähmen, sondern,  
 daß hier die Manier zu mahlen in Betracht kom-  
 me. Ich habe geglaubt, daß man, um ihren Geist  
 zu erforschen, genau darauf Achtung geben müsse:  
 wie sie die Umstände ihres Helden oder Verfalls nüt-  
 zen, wie sie in der Anlage des Plans, in der Fort-  
 führung der Ideen, der Art, Gleichnisse zu mahlen,

und sie zu stellen u. s. w. sich charakterisirten. Ich glaube, daß eine Nachbildung schon den Namen einer pindarischen oder horazischen Ode verdiene, (etwas, was ein Römer oder Grieche allein entscheiden müßte, der uns kenne,) die damit ich das Gleichniß von einem Gebäude gebrauche, die Materialien, die sie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Theilen, und der äußern und innern Zierlichkeit einer griechischen oder römischen, aufrichtete: ich glaubte dies nicht allein, sondern ein andrer\*), der schon seinen Mann besser kennt, sagt sogar: „seit dem Homer hat man geglaubt, daß die Zusammensetzung der Hauptzüge eines bestimmten Subjekts nach den Regeln der Uebereinstimmung, und nach der Beschaffenheit des Zwecks, den man hat, den Plan eines schönen Werks ausmachen, so wie die Grundrisse der Zeichnung und die Stellung der Figuren gegen einander den Plan eines Gemäldes darlegen.“ Alles dies glaubte ich, und wünschte also unsern Homers, Pindars und Horazens mehr die Art, wie jene die Mythologie nutzten, anwandten und zum Theil erfanden, um dieses Namens würdig zu seyn, als die Mythologie selbst; aber —

Nun höre ich so viel Aussprüche neuerer Kunst-richter, die mein ganzes Ohr fühlet, und meine Zunge kaum nachstammelt: z. E.\*\*) „Machen Sie mir doch einmal ein Heldengedicht, ein Deutsches, aber

---

\*) Lit. Br. Th. 19. p. 97.

\*\*) Lit. Br. Th. 21. p. 45.

„nach keinem Griechischen oder Lateinischen Maassta-  
 „be; oder eine Ode; aber das versteht sich, weder  
 „nach Griechischen noch Lateinischen Mustern. Ich  
 „möchte dergleichen wohl sehen!“ Hier lief mir ein  
 Schauer über den Leib, und meine Hände sanken.  
 Mir strichen zwar Fingal, und Regner Lod-  
 brog und die Skaldrischen, und Bardens-  
 gesänge, und die Psalmen Davids, und ara-  
 bische Gedichte, durch die Seele, aber in der Angst  
 schnell und verworren. Ich wagte nichts hervorzu-  
 bringen, denn das gravitatische Kopfnicken des Prä-  
 ceptors, bei den Worten: „ich möchte das wohl  
 „sehen!“, schreckte mich. „Ei! dachte ich, diese  
 „Leute haben vielleicht die Punkte, welche die Alten  
 „festgeheftet, vielleicht unwissentlich aus einander ge-  
 „rissen, und dies ist alsdann ein neuer Geschmack,  
 „der nothwendig verkehrt seyn muß, — weil er von  
 „den Regeln des weissen Alterthums abgeht\*.“ Nun  
 entfiel mir aller Muth zu hoffen, daß, da wir Hel-  
 den haben, größer als die Helden Pindars, und  
 Könige, größer als die Mäcene des Horaz, wir  
 weit leichter, und paßlicher Stoff zu Oden für Pin-  
 dars und Horaze hätten, als für Homere und Vir-  
 gile: mir entfiel der Muth, es zu versuchen, ob  
 nicht eine pindarische neuere Ode sich so unter die  
 Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren  
 könnte, wie der alte Thebaner in seine Mythologie,  
 die national und verwandt mit seinen Helden war;  
 ich gab alles auf, und entschloß mich zum sichersten,  
 meinem Lehrer die Oden Pindars und Horazens

\*) Ebenbas. p. 44.

selbst zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „wenn die Mythologie aus ihnen verwiesen werden sollte, so sind sie freilich (p. princ. contrad.) nicht mehr ohne Mythologie, was sie mit Mythologie waren, pindarische und horazische Oden. Q. E. D.“

Ich finde mich zum Verfasser der Homerischen Briefe zurück. Ich glaube erwiesen zu haben, daß der Gebrauch der Mythologie an sich nicht ganz verwerflich sey: nun bleibt die große Frage übrig: ist er denn so nützlich?

## 3.

Es ist eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man schlechtere und frostigere Verse machen: *Tantum rerum, quae hodie est, facies sententiarum novarum et imaginum copiam praebet, ut homini ingenioso nunquam deesse possint, quibus exornet carmina* \*). Hier muß ich erst wissen, was fodert die Dichtkunst; und wie weit kann ich ohne Mythologie dies erreichen? Man denke nicht, daß ich aus der Erklärung der Poesie das Ideal im Allgemeinen bestimmen werde; ich sehe bloß die Forderungen der Poesie an, so fern sie mit der Mythologie gränzen, oder nicht. So bald es in der Dichtkunst auf mehr ankömmt, als

\*) Epist. Homer. p. 126.

auf Verse machen, und fließend reimen: so kann sie entweder für den Verstand reden oder für die Einbildungskraft: für diese, um sie bloß kalt zu vergnügen, oder zu rühren und gleichsam zu täuschen. Dies, glaube ich, ist die psychologische Eintheilung derselben.

Wenn die Dichtkunst für Vernunft redet: so ist das Ganze ihres Inhalts Wahrheit: was sie dazu thut, sind bloß kleine Auszierungen, und Schnitzwerk: das Allgemeine ist ihrem Gebiete gleichsam entzommen. Da ich unsre geistlichen Gedichte gleich ausgeschlossen: so bleiben mir hier philosophische Lehrgedichte übrig; in diesen kann nie die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung seyn, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen zu wollen. Allein, in dem angezeigten engen Gesichtspunkte, wer wollte sie ausschließen? Wird sie bloß zu verdunkelnden Anspielungen angewandt, so ist sie verwerflich — aber zu Beispielen, zu Vergleichen, zu einzelnen Bildern, da betrachte ich sie auf dem Rande der Geschichte, als eine Quelle von poetischen Exempeln, (würde ich historische Wahrheit immer verlangen, so könnte ich ja auch wenig aus der alten Geschichte, die immer halb Fabel ist, anführen,) prächtigen Farben, und redenden Bildern: und hier lasse ich sie mir nicht nehmen.

Wenn die Dichtkunst für den Verstand redet, durch die Fabel, von der Aesop der Urheber ist: so kann ja die Mythologie handelnde Subjekte liefern, die uns in einem einzelnen Fall,

der als wirklich vorgestellt wird, einen gewissen allgemeinen Satz anschauend erkennen lassen: und warum sollte sie nicht die Quelle mancher Fabeln seyn können? Wenn man einige Geschichten aus Bacon's Weisheit der Alten von der gar zu vielen Kunst entkleidete, die er tiefsinnig in sie legte — wenn man sie aus der Dämmerung der Allegorie, in der sie bei ihm stehen mit dem Licht einer Geschichte völlig bekleidete: so würden doch wohl einige so schöne Fabeln daraus, als Lessings 5te im 1sten Buche, seine 10te, 18te, 23ste, 28ste, im zweiten: und diese so schöne Fabeln will mir der Kunstrichter rauben, die unter den Lessingschen gewiß zu den besten gehören? wie viele werden wir aus Gellert, Gleim, Hagedorn, Lichtwehr verlieren? Hier sind ja die mythologischen Personen nicht leere Schälle, sondern handelnde Wesen; nicht bloße Namen, sondern Wesen von einem beständigen Charakter; nicht gedankenlose Wiederholungen, sondern ein künstlicher Gebrauch edler Personen, die mir einen allgemeinen Satz handelnd zeigen: kurz! alles was nur der strengste Kunstrichter der Fabel von ihr fordern kann.

Hier steht die artige Fiktion des Sannazars an ihrer Stelle, die K. angreift\*): sie läßt einen allgemeinen Satz: Venedig übertrifft Rom, anschauend erkennen: und wäre Handlung in ihr, so gäbe ich ihr (nicht wie der Venetianische Rath Geldsäcke: denn dies war mehr für die Ma-

---

\*) Epist. Homer. p. 130 — 132.

terie, als die Form,) sondern einen ungehinderten Platz unter Fabeln. Jetzt ist sie bloß Epigramm, da ihr das Fortschreitende der Handlung fehlt: aber kann ich wie Trapp ausrufen: *ubi hic acumen? quid salsum, quid facetum? ne umbra quidem ingenii!* Das *acumen* und *salsum* und *facetum* liegt hier darin, daß der allgemeine Satz, der Benedig so schmeichelte, gleichsam in die Morgenröthe einer Fiktion eingekleidet, und anschauend dargestellt wird. — Kann ich wie Kloss ausrufen: *in his versibus nil est, praeter inanem verborum sonum, quibus nulla subiecta sententia!* Auch nicht! denn eben dazu ist ja das Epigramm erfunden, um hinter bekannte, und poetisch-anschauliche Personen eine Sentenz unterzuschieben. Freilich wäre zu Horaz und Virgils Zeiten dies Epigramm passender gewesen, aber warum? aus einer Nebenursache; weil Jupiter und Neptun damals Götter waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte: das Epigramm hätte damals also Religions- und historische Wahrheit erhalten, und wäre feierlicher gewesen, weil jeder Leser viele hohe poetische Nebenbegriffe sich dachte. Jetzt wird freilich Neptun und Jupiter verlacht, so bald sie als Zeugen auftreten: man glaubt ihnen ihren Ausspruch eben so wenig als dem Sannazar selbst. Was thut aber dies hier? legt Sannazar dies den Göttern in den Mund, um seinem Satze durch ihren Ausspruch Gewicht der Glaubwürdigkeit zu geben, so ist er ein Narr! Bezahlte ihn Benedig so theuer, weil es glaubte, seine Größe würde in dem Munde der Götter unwidersprechlich: so zahlte

zahlte es freilich so albern, als eine Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichenpredigt. Aber betrachtet man das Epigramm an sich, so ist's ja artig, und (insonderheit damals, da die Mythologie, als poetisches Baugerüste, bekannter, und mehr in Ruf war, als jetzt,) poetisch. Ist's aber so viel Geld werth? Das weiß ich nicht! wer kann Liebhaberei, und Lobgedichte taxiren, als der Liebhaber, und der Gelobte selbst?

Ich trete eine kleine Stufe höher! Zu den Oden! Eine Ode, die wirklich Empfindungen singt, und in mir erregen will, muß sich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht, oder nur selten verlieren. In einem empfindungsvollen Klopstockischen Gedicht, oder in Hallers Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und gesucht seyn, Bilder, die bei uns nicht so nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des andern zu klopfen. Aber eine Ode, wenn ich sie als eine poetische Ausbildung eines lebhaften Gedanken ansehe, die die Einbildungskraft des andern bis zur sinnlichen Anschauung erregen, und bis zur Illusion beschäftigen soll: so erlaubt sie die Mythologie als eine Quelle sehr lebhafter Bilder anzusehen, aus der ich welche herausheben kann, um meinen Gedanken gleichsam in sie zu kleiden, daß er sinnlich anschauend erscheine, die Aufmerksamkeit bis zur Täuschung beschäftige, und durch die Illusion reize. Man siehet, daß ich die Mythologie als Werkzeug, und nicht als Zweck empfehle, um pindarisch und horazisch zu seyn. Hat Herders Werke z. schön. Lit. u. Kunst. II. 2. Fragmente,

die horazische und pindarische Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienste und Vollkommenheiten, als Mythologie: so kann ja ein Feind der letztern sagen: wohlan! könnt ihr nicht horazisch und pindarisch singen, ohne Mythologie; so laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von diesen guten Alten in andern Stücken, oder gar nicht: und laßt den Vogel singen, nach dem deutschen Sprüchwort, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. —

Es ist bei der Ode auch ferner nur immer ein Nebenzweck, oder vielmehr blos ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunstrichter so viel machen, eine Unordnung und Stellung der Ode nach gewissen Mustern und Satzungen. Könnte ichs doch laut rufen, daß, so wie ein regelmäßiges aubignacisches Theaterstück ein elendes Werk seyn kann, dagegen ein Shakespearscher *Lear* oder *Hamlet* ohne alle Anlage den Zweck des Trauerspiels erreicht, dramatisch zu rühren; so sey es ganz und gar nicht die Hauptvollkommenheit einer Ode, so und so, nach diesen und jenen Mustern, mit der und jener Kunst angelegt zu seyn, daß sie die schöne Einheit, und die schöne Unordnung, die schöne Methode habe, und was dergleichen schöne Regeln mehr sind, die nichts gelten, wenn man, um sie zu beobachten, schöne, künstliche und frostige Oden macht. Könnte ichs doch laut genug rufen, daß, wer Horaz nachahmt, um ihm nachzuahmen, und ein schönes, regelmäßiges, künstliches und gelehrtes Gerippe seiner Oden darzustellen, noch kein Horaz sey, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht, uns den lebhaften Gedanken sinnlich dar-

zustellen, daß jeder Zug der horazischen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für uns nichts zu diesem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich und Hinderniß sey; kurz, daß eine Ode, die bloß durch Gelehrsamkeit, Kunst und Regelmäßigkeit schätzbar ist, keine Ode sey, weil sie ihren Zweck nicht erreicht, wohl aber eine Sammlung künstlicher und schöner Verse heißen könne. Ich sehe es also nicht als einen Hauptgrund zur Vertheidigung an, wenn der vorige Recensent sagt: „wenn der Poet mythologischen Bildern einen Standort giebt, von dem sie, so zu reden, die glückliche Ähnlichkeit, die darin liegt, von selbst zeigen: so zeigt er sich von der Seite des Artisten.“ \*) Am Artisten ist uns Gottlob! im Gedicht nichts gelegen, wenn er nicht durch seine Künstelei sich als wahrer Dichter zeigt.

Nun sollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der Epopee wagen — unermesslich und bloß durch sich begrenzt, liegt es vor mir: ich wage es also nicht, ein Gesetzgeber zu seyn, und zu sagen: „ein Heldengedicht, ein Drama ohne Griechischen und Römischen Schnitt ist unmöglich.“ Da würde Shakespear und alle unsre ungeborne Shakespears, die wir für unsre Bühne hoffen, da würde Ossian und Klopstock, und alle Ossians und Klopstocks, die wir noch hoffen, wider mich schreyen. Ich wage es aber auch nicht, ihnen Mythologie zu verbieten, sie auch der Oper zu verbieten,

---

\*) Deutsche Bibl. 1. B. 1. Et. p. 204.

und sie bloß dem Epigramm \*) zu erlauben; hier mag jedes Genie selbst sehen, was es zu machen, und der Kunstrichter weiß in diesen Fächern auch schon mehr, was er zu urtheilen habe.

Herr Klotz scheint überall bloß einen Gebrauch der Mythologie zu meynen, der in leeren Anspielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunsenen Vergleichen, in Einkleidungen nach schieferm Geschmack, und in gelehrter Bilderkrämerei bestehet. Alsdann geben wir ihm völlig recht: so bald aber die Anspielung vielsagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetisch, täuschend und schöpferisch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beschäftigend ist: so ist die Mythologie nicht Zweck, sondern Mittel zu großen Absichten — wer sie uns untersagt, gebe uns andere.

Der Verfasser giebt uns einige; aber Schade, daß sie nicht völlig seyn können, was jene sind: er empfiehlt uns Allegorie: \*\*) man soll Tugenden und Laster, die Affekten der Seele u. s. w. z. E. Schaam, Fruchtbarkeit, Glück, Treue, Wahrheit, Neid, Wollust, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Ueberfluß, Zeit u. s. w. in Leiber hüllen, und wie der Künstler, sie auch poetisch gebrauchen. — Wie Dichter und Künstler in dem Gebrauch derselben unterschieden sind, hat Lessing in seinem Laokoön \*\*\*) im Vorbeigehen berührt: ob sie dem

\*) Epist. Homer. p. 132.

\*\*) Epist. Homer. p. 128.

\*\*\*) Lessings Laokoön p. 113. 26.

Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — dies möchte hier am unrichtigen Orte eine zu lange Parenthese einschalten. Es gehöret, so wie der andere Vorschlag, die neuern Entdeckungen, und die Merkwürdigkeiten der Natur in neuerfundnen Ländern, an die Stelle, da ich von dem neuen Wege rede, den wir einzuschlagen glauben, oder einschlagen können, um Originale zu seyn.

Ich will jetzt mit einigen freien Gedanken von den Gränzen in dem Gebrauche der Mythologie beschließen, die ich nicht als künstliches Gebäude zum Anschauen hinstelle, sondern als Materialien hinwerfe. Vorübergehender Leser! brauchst du etwas für dich, so stecke es bei dich, ohne daß ich dich namentlich rufe. Jetzt treffe ich mehr mit dem Verfasser der homerischen Briefe zusammen, und vielleicht erkläre ich seine Gedanken.

## 4.

Man muß die Mythologie blos als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um sich von der Seite des Gelehrten oder Artisten zu zeigen. Die erstern erinnern mich an die Worte in Vida Poetik:

--- Sunt, qui, ut se plurima nosse  
 Ostentent, pateatque suarum opulentia rerum  
 Quidquid opum congesserunt, sine more, sine  
 arte  
 Irrisi effundunt, et versibus omnia acervant,

Die zweiten, die durch die Stellung der Mythologie sich als Artisten zeigen wollen, bringen mir den Mahler des Horaz in den Sinn, der allen Fleiß auf Nägel und Zehen wandte:

Ponere totum nescius.

Sobald nun die Mythologie bloß poetisches Werkzeug wird: so muß man nicht durchgängig in einer mythologischen Sprache reden, gleich als wenn unsre Denkart mit ihr umkreiset wäre: sonst verirret man sich in Anspielungen und Drafelsprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite ansehen, auf die jedes gesunde Auge natürlich und zuerst fällt. Viele lesen die Alten, aber weiß Gott! wozu? denn was sie daraus behalten und anwenden, das bemerkt kein anderer ehrlicher Mann. Von diesem Alten führen sie so einen unbedeutenden Nebenzug aus seinem Gemälde an, daß, da sie ihn für den Leser unbestimmt lassen, sie auch die Ehre haben, ihre Anwendung allein zu verstehen. Die Anmerkung erstreckt sich auch auf die alte Geschichte, wo manche keine Kleinigkeit wollen umsonst gelesen haben. So sagt ein neuerer Schriftsteller: „ich erkannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin!“ Warum denn Marcell? Als ein rascher, dreuster, feuriger Held ist mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch: aber was thut das hier? Endlich fand ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreisen wollen, weil er auf Zeichen gehalten! nun verstand ichs, aber das hatte ich aus meinem Plutarch längst vergessen.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen: dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswerth beizulegen scheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme: oder man thut Wünsche an diesen oder jenen Gott, von ganzem einfältigem Herzen. Dies ist lächerlich, es sey denn, daß diese Wesen personificirte Dinge der Welt, oder allegorische Personen sind; als solche müssen sie aber offenbar auftreten: sonst rückt man sie aus der dichterischen Sphäre in das Gebiet der strengen Wahrheit, und da sind sie nicht zu Hause.

Man vermeide bei der Mythologie alles, was gleichsam leblose Schönheit ist: wohin die topographischen Beschreibungen gehören, die unsern Dichtern oft am unrechten Orte so heilig sind, wenn sie von Mäandrischen Krümmungen, von Skamander, und der Eber, vom Helikon und Pindus, dem Castalischen Brunnen und der Hippokrene, dem Dädalischen Labyrinth u. s. w. blos gelehrt, und wie sie meynen, poetisch reden, ohne einen geistigen Sinn diesen anderthalb Schuh langen Worten zu geben.

Man vermeide allen Uebelstand, und hüte sich vor Maschienen, denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichsam Flecken und verkleinernde Nebengriffe angehängt. Wenn man Helden unsrer Zeit, die mehr durch den Geist, als Körper Helden sind, immer und immer mit jenen Giganten und Herkuls vergleicht, alsdann Beschreibungen aus den Alten häuft, und für ekle Ohren nicht genug die Nebengriffe des alten Pöbelhaften entfernt: so kann man

sich freilich mit der Ode des Horaz an seinen Drusus schützen; aber wenn man sich bloß schützt, erobert man nicht.

Wenn man mythologische Geschichte erzählt, bloß weil sie die Alten erzählt: so fehlt wieder der Zweck des Neuen: ich nehme diesen aber nicht bloß im Gesichtspunkt der Moral, sondern der Poesie; sonst würde ich alles einschränken. Soll etwas nicht Uebersetzung seyn: so muß es für uns einen Zweck haben, und wo möglich im Ganzen. Man möchte dies letzte an Wielands komischen Erzählungen vermissen, allein, die Art der Erzählung giebt ihm in allen Theilen Zweck und Neuheit genug. Wenn im Ganzen nicht genug Hauptzweck und Hauptton herrschen dürfte: so sind die komischen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte sich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder spricht; denn entweder kann man dieser entrathen, als eines überflüssigen Puzes; oder, wenn man sie zu poetischen Zwecken braucht, so wird leicht spielende und gezwungne Allegorie daraus. Hingegen bediene man sich ihrer in Handlung, dann wird sie nie erscheinen, als wenn sie unentbehrlich ist, und wo sie erscheint, wird sie als poetische Fiktion gleichsam in dem Gewande der Fabel sich zeigen. In diesem Gewande muß sie reizen und illudiren, und alsdann ist sie eine Vertraute Apolls und der Musen. Dieser letzte Rath verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit meiner Leser.

---

## 5.

Jetzt will ich mich einigen praktischen Betrachtungen überlassen, wie wir die Mythologie zur Bildung unsrer Erfindungskraft nutzen können, um uns den Alten mehr an Geist, als durch Nachahmen, zu nähern.

Was war die Mythologie bei den Alten? Theils Geschichte, theils Allegorie, theils Religion, theils blos poetisches Gerüste! Wie sind sie zu ihr gekommen? wie haben sie sie verschönert? genutzt? verändert? Und können wir in allem diesem was von ihnen lernen?

Was für eine Griechische Einbildungskraft gehörte dazu, um starke Bauerknechte zu Herkuls, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben, sie in allen den Reichthum der poetischen Würde zu kleiden; die Fahr der Argonauten, die Belagerung von Troja, die Himmelsstürmerei, und alle jene Fabeln, die in der Geschichte ihren Ursprung haben, so schöpferisch in poetische Leiber zu hüllen, und ihnen dichterischen Geist einzuhauchen. Was ist Skamander und Olymp, und alle die heiligen Dertter und Geschichten, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? Ich besuche sie in den Reisebeschreibungen, ich ziehe in der alten Geschichte ihren poetischen Schmuck aus, was sind sie? — Himmel! das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geschichte, rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude; aber eins fehlt: poetischer Geist. Bewundern müssen wir euch, ihr Alten,

und die Augen niederschlagen: ihr erhoht Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns, öde und wüste trauern, um euch nur zu plündern, und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz sich einen Augustus unsrer Zeit wählte: würde er wohl unter den Trümmern alter mythologischer Geschichten sich verirren, oder ist's wahrscheinlicher, er würde auf das Lob und glänzende Beispiel seiner Vorfahren, auf Individualfälle seiner Regierung, auf einzelne Umstände seiner Reiche und Länder sich ausbreiten: er würde insonderheit die Umstände und Seiten der Materie nützen, über die er singt, daß sein Gesang individual für seine Person, national für sein Land, patriotisch für seinen Helden, casual für den Vorfall, sekular für sein Zeitalter, und idiotisch für seine Sprache wäre.

Wenn der Griechische Pindar seinen Helden auch nur von seiner Vaterstadt lobet: wie weiß er jede merkwürdige Begebenheit dieser Stadt, von ihrer Stiftung an, zu nützen: er zeichnet das Charakteristische derselben, ihre Vorzüge vor andern, die Vorfahren aus der Familie seines Helden; wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Person erlaubt, kleidet er diesen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Strahlen Olymps, schlingt die genealogische Kette bis an den Thron eines Gottes, oder macht einen Ort gleichsam dadurch heilig, daß hier vormals Götter gewandelt: so wird seine Ode voll Mythologie, aber warum? Um sich als Gelehrter, als Artist zu zeigen, um eine mythologische Ode gemacht zu haben? — Ganz und gar nicht!

seine Mythologie ist Geschichte des Vaterlandes, Geschichte der Vaterstadt, Familien- und Ahnenstolz seines Helden, Ursprung des Vorfalles, den er besingt. Und was wird also sein Gesang? Ein heiliges national-sekular- und patronymisches Lied, das werth war, in dem Tempel des Gottes, und in den Archiven der Stadt, die er sang, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufbewahrt zu werden; ein Familienstück für ein Geschlecht, und mehr als eine Bildsäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindars selbst wußte.

Haben wir zu unsrer Zeit solche Dichter, die das für den Vorfall, die Person, das Zeitalter, für welches sie singen, sind und seyn werden? Ein Anderer antwortete für mich; aber — was ist die Pindarische Ode auf den Tod des Kaiser Franz, gegen eine Pindarische auf einen Jüngling, der bloß gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens: ein großer Theil der Mythologie ist Allegorie! personificirte Natur, oder eingekleidete Weisheit! Hier belausche man die Griechen, wie ihre dichterische Einbildung zu schaffen, wie ihre sinnliche Denkart abstrakte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr starrendes Auge Bäume als Menschen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob, und Philosophie auf die Erde führte, um sie in Handlung zu zeigen. Und, da wir eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben, ihr Dichter unter uns, so kostet von jenem mächtigen Honig der Alten, damit ihr eure Augen wacker macht, um auch so viel Spuren der wandelnden Muse

zu erblicken — Lernet von ihnen die Kunst, euch in eurer ganz verschiednen Sphäre eben so einen Schatz von Bildern verdienen zu können. Statt, daß ihr, nach jenem ekelhaften Gemälde, das, was Homer gespieen hat, euch beliebten lasset: so stärket euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Besonderheiten, der euch umfließt, zu trinken; ich meine, statt, daß ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo sie gewiß daran nicht gedacht; so lernet von ihnen die Kunst zu allegorisiren, vom philosophischen Homer, und vom dichterischen Plato.

Kurz! als poetische Hevristik wollen wir die Mythologie der Alten studiren, um selbst Erfinder zu werden. Eine Götter- und Heldengeschichte in diesem Gesichtspunkte durcharbeitet, — einige der vornehmsten alten Schriftsteller auf diese Weise zergliedert, — das muß poetische Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann seyn, der uns diesen Gradum ad Parnassum, dieses Cornu copiae, diese hylen inventionum poeticarum, diese aurifodiam mythologicam, (oder wie die hochtrabenden Luel einiger Spanischer Bettler mehr heißen) lieferte.

Da diese Erfindungskunst aber zwei Kräfte voraussetzt, die selten beisammen sind, und oft gegen einander wirken: den Reduktions- und den Fiktionsgeist: die Zergliederung des Philosophen und die Zusammensetzung des Dichters: so sind hier viele Schwierigkeiten, uns gleichsam eine ganz neue Mythologie zu schaffen. — Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichsam eine neue zu finden wissen, das ist leichter; das erhebt über Nachahmet,

und zeichnet den Dichter. Man wendet die alten Bilder und Geschichten auf nähere Vorfälle an: legt in sie einen neuen poetischen Sinn, verändert sie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen; verbindet und trennet, führt fort und lenket seitwärts, geht zurück, oder steht stille, um alles bloß als Hausgeräth zu seiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Auszierung nach seiner Absicht, und der Mode seiner Zeit, als Hausherr und Besizer zu brauchen.

## 6.

Was? höre ich hier einen Kunstrichter entgegen rufen: „daraus werden mythologische Unwahrheiten.“  
 „3. E. nun darf Sisyphus schlafen, Tantalus trinken u. s. w. Diese Fabeln haben in der Mythologie einmal ihren gewissen Standpunkt, und ihn umbrechen wollen, heißt das System der Mythologie niederreißen. Sie werden an keinem einzigen Orte im Pindar eine solche Inversion finden; er läßt, wie alle Poeten, diese Dinge so stehen, wie sie das Fabelsystem diktiert hat.“ \*)  
 Hier wollte ich zwar einfallen: „Das möchten auch mythologische Unwahrheiten seyn. Sobald Sie die Alten in ihrem Scholiasteneifer nicht ganz vergessen wollen, so werden Sie wissen, daß die Alten nie ein Fabelsystem gekannt, das sie, wie Luthers Catechismus, hergebetet. Sie werden wissen,

\*) Lit. Br. Th. 21. p. 73. 74.

„daß so viele mythologische Widersprüche, Unge-  
 „reimtheiten und Poffen blos daher entstanden, weil  
 „die Götterlehre nie ganz gewesen. Sie werden wis-  
 „sen, daß es eine neue und alte Mythologie gege-  
 „ben, daß jeder Poet es für erlaubt gehalten, Zu-  
 „sätze und Veränderungen zu machen, und die fol-  
 „genden Zeitalter endlich alles verunstaltet. Oder  
 „wenn Sie mehr als dies wissen und behaupten:  
 „daß Pindar, so wie alle Poeten, alles hat  
 „stehen lassen, wie es ihm diktirt ist; haben Sie es  
 „etwa ihm und allen Poeten diktirt? Wie viele,  
 „viele Inversionen hat Pindar gegen die Alten!  
 „und seine erste Ode spricht gewiß vom Tantalus  
 „mit Delikatesse, Sorgfalt und Wahl, die er auch  
 „in einem Fabelsystem, wie es zu seiner Zeit aus-  
 „gesehen, nöthig hatte.“ Dies wollte ich sagen,  
 und dachte dem traurigen Gedanken nach: „wie miß-  
 „lich es sey, sich auf sein Gedächtniß zu verlassen“  
 — wie mißlich, einem Kunstrichter zu trauen, der  
 bei jeder Gelegenheit tadeln will, und in vielen  
 Perioden Nonsens sagt (es dürfte dies viele  
 nicht eben eine ungeheure Hyperbel seyn).

Aber ich dachte, hätte dieser Mann Recht; wer  
 bist du, daß du es wagst, „die Punkte zu verrücken,  
 „die die Alten festgeheftet, und einen neuen Geschmack  
 „einzuführen, der nothwendig verkehrt seyn muß,  
 „weil er von den Regeln des Alterthums abgeht?“ \*)  
 „Wie? wenn du alsdann einst im Reiche der Todten  
 „vor dem *Σιναιγιον* \*\*) der Alten erscheinen sollst,

\*) Lit. Br. Th. 21. p. 44.

\*\*) Lit. Br. Th. 22. p. 4. 6.

„und du sollst mit dem armen Trescho auf den  
 „Richtplatz: du magst Prediger oder Amtschreiber,  
 „oder Holzinspektor oder Küster, oder Schulmeister  
 „gewesen seyn: dann wird man die erschreckliche  
 „Angst auf deinem Gesichte abgemahlt finden, die  
 „dich innerlich peinigt, und dir alle die Unordnung  
 „vorhält, die du unbedachtsam in das Fabelsystem  
 „eingeführet. Jetzt bist du noch ein vermehner und  
 „sorgenloser Knabe, dem der morgende Tag keinen  
 „Kummer erweckt: aber einst vor der *συνταλη* des  
 „Gerichts! zittre! da wirst du nicht wieder durch=  
 „kommen. Lucian, (der, wenn er das Glück ge=  
 „habt, eine lange Zeit später geböhren zu werden,  
 „gewiß die Ehre hätte haben sollen, ein Mitarbeiter  
 „der Literaturbriefe \*) zu werden, weil er schon an  
 „seinen Vorschriften ein würdiges Probstück geliefert,  
 „das fast verdient, ein Berliner Literaturbrief zu  
 „seyn, und es auch wurde), dieser Lucian und  
 „Longin, und der Kunsttrichter werden den Minos,  
 „Neacus und Rhadamanth vorstellen. Nun ruft der  
 „Dritte \*\*) von ihnen: Nur heran, Missethäter! = = =

\*) Lit. Br. Th. 20. p. 6.

\*\*) Ich muß mich hier zur niedrigen Satyre wider Wil= len herablassen, um mit ihren eignen Worten etwas von der übelanstehenden Lebhaftigkeit zu zeigen, mit der einige von den letzten Recensionen der Lite= raturbriefe sich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks gewesen, wenn nach dem sieben= zehnten Theile der vier und zwanzigste gefolgt, oder einige Briefe (z. E. 288. 91. 92. 95. 216. u. a.) weggeblieben, oder diese Theile durchgängig nahr= hafter gemacht wären.

„Guten Tag! Warum hast du nicht den vierzehnten  
 „Abschnitt aus meinem Herrn Collegen Longin  
 „herausgeschnitten, und auf das Pult, wo du ordi-  
 „när deine Muse sitzen hattest, angenagelt, um je-  
 „derzeit die großen Muster des Alterthums vor die  
 „zu haben? Warum die alte Mythologie verrückt?  
 „Wohlan! höre deinen Namen Griechisch von der  
 „*κυριακή* lesen: . . . *εἶ* . . . *πρωτερος ἐξείδι!*  
 „denn du hast einen verkehrten Geschmack einführen  
 „wollen.“

Dies jüngste Gericht ging mir lange durch die Seele: ich entschloß mich in der Angst, nicht bloß den vierzehnten Abschnitt aus dem Longin, sondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr verrückt werde, fest anzuschlagen, an das Pult, wo gewöhnlich meine Muse sitzt, oder noch sicherer, diese, und wenn es sich thun läßt, alle neun Musen des Alterthums anzuschlagen. — Allein, wie es mit allen Angstenschlüssen geht! sie sind schwer und verfliegen! Ich besann mich, daß alsdann alle alte und neue Dichter und Kunsttrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß sich denn auch Lucian, der große Verehrer der Mythologie, meiner wohl annehmen würde — ja endlich fällt mir ein: daß der böse Lessing eine ähnliche Kühnheit begangen, und einen hevristischen Gebrauch der Fabel vorgeschlagen! \*) — Und nun schreibe ich getrost fort von meinem hevristischen Gebrauche der Mythologie.

---

\*) Lessings Fabeln, 5te Abhandlung.

## 7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiktion aus der alten Mythologie erklären! — der schönste Gebrauch, „wenn man seine Grillen zu Drakel-„sprüchen einer göttlichen Erscheinung zu machen weiß.“  
 Jene allerliebste Lesingsche Fabel: Zeus und das Pferd\*), die vor unsern Augen das Kameel schafft: jene\*\*), die den Eseln zum Trost die harte Haut anzieht: jene †), die es uns aus dem Rathe der Götter erklärt, warum das Schaaf unbewaffnet ist, woher den Ziegen der Bart entstanden ††) u. s. w. sind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichsam ein Zeuge und Bote der Götter, und Erklärer der Natur ist. So erzählt uns Gerstenberg den Ursprung des Kusses, der Sirene, und des Wärtchens, welches letztere aber die Literaturbriefe glücklich von dem Munde der Schönen weggeküßet haben. So sind Ovids Verwandlungen in diesem Betrachte voll poetischen Erfindungsgeistes. Kurz! aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit, poetisch wahrscheinlich und poetisch schön zu erklären — dieses ist, wie ich glaube, der am meisten dichterische Gebrauch der Fabellehre, und der Quell zu den schönsten und reizendsten Fiktionen.

Diesem kömmt ein zweiter Gebrauch nahe: aus der neuern Zeit und ihren Sitten der alten Mytho-

\*) 1. B. Fab. 5.

\*\*) 2. B. Fab. 10.

†) 2. B. Fab. 18.

††) 2. B. Fab. 24.

logie einen neuen Zug so glücklich andichten zu können, daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Kammeler seinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unsre Zeiten zu pflanzen.

Hiemit ist eine dritte Freiheit verwandt, in die alten Fabeln einen gewissen geistigern Sinn zu legen, ohne den sie uns minder gefallen. Da unsre höhere Stufe der Cultur so viel am Denken gewinnt, als sie an dem sinnlichen Erkennen verlieren möchte: so suche man einen neuern Geist in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als starke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln, sondern einen Zweck durchschimmern lassen, der sich für uns passet. Vaco betrachtet die Mythologie als eine politische Bildergalerie, weil sein Auge politisch zu sehen gewohnt war: andere haben sie als ein chymisch und alchymistisch Laboratorium durchträumet: andere sie mit historischem Auge angesehen: andere die Naturlehre der Alten in ihr studirt — der philosophische Dichter hauche in sie einen neuen poetischen Sinn, daß sie reizen. Hier wäre am besten, zu zeigen, wie ungestalt alles wird, wenn man die Fabeln, der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, statt sie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünschte Anführen schlechter Exempel an, und das ist beschwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurück zu führen, in denselben ihn zu kleiden, daß er von ihm Würde, Reichthum, Anstand und Reiz borge: dies ist das glückliche Kunststück

unfers Sammlers, in allen seinen Gedichten. — Sein meiste Gebrauch der Mythologie ist hier Beispiel, obwohl mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob seine Oden, ohne diese Mythologie, nicht noch schöner seyn würden. Ein dichterischer Kopf, wie er, der in Tempeln und Pallästen ausgehöhlte Rücken der Boraebirge, und in den Statuen der Künstler die Steine Deukalions sieht, wie sie sich beleben — ein solcher Dichter könnte, nach meinem voriaen Traume, der Erste seyn, der sich eine politische Mythologie schüfe, wie einiaue neuere Dichter sich eine theologische zu schaffen angefangen. So lange aber, als Niemand dieses wagt, so ist's das Leichtere und Sichere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die schon ein gesundnes Baugerüste der Dichtkunst ist, und bei einer ungezwungenen und fessellosen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeist und poetisches Verdienst zuläßt.

\* \* \*

Ich betrachte jetzt einige Lateinische Nachbildungen und Nachahmungen: tritt näher heran, Leser, der du dir nicht die Augen geblendest, um eine Römische Brille zu gebrauchen: tritt an die Brustbilder unsrer Römer, um sie zu bewundern, zu studiren, und als Vorbilder zu betrachten. Und wenn du in diesem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelst: so belebe dich, wenn du einige

abgeschlagene Köpfe der Deinen siehest, der Geist  
des jungen Cato, da er wider Sulla für sein Va-  
terland ergrimmt. Ihr Schulmeister aber, die ihr,  
wie der Pädagog des Cato, vor solchem heillosen  
Anschlage, vom römischen Joche frei zu seyn,  
zittert, entfernt euch:

- - - sacer est locus: extra  
meiite. - - - Pers.

## III.

Von einigen Nachbildungen der  
Römer.

## I.

## Von der Horazischen Dde.

Welche Altäre sind dem Horaz gebauet: und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genossen: sollten wir wohl auf diese Altäre die Brustbilder einiger Deutschen Dichter setzen dürfen? — Auf der andern Seite, wie viel Deutsche Horaze gibt es nicht, die diesen Namen bei einem Publikum, das oft nicht Rom ist, gepachtet haben, und ihn vor sich her ausschreien lassen? — Ein Ding in vierzeilichten Strophen, voll Strohfeuers oder todten Feuers, voll verworrener Constructionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermischt mit hinkenden Reimen heißt eine — Horazische Dde. Windaar kennt man zum Glück nicht: sonst würde man noch ärgere Misgeburten hervorbringen, die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Antistrophe und Epode,

aus neun Nachen Unsinn bellen und sich nennen —  
Pindarische Oden. —

Kammeler, Klopstock, Uz und Lange, vier Genies von so verschiedenen Talenten, sollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Kammeler in seiner Kunst, das Ganze einer Horazischen Ode zu bauen: Klopstock im fortgehenden Strome seiner Empfindung: Uz, im Tone der philosophischen Ode: Lange, in der Zusammensetzung Horazischer Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leser? — Ich werde die Stimmen sammeln.

Von Kammeler haben wir eine längst erwartete Ausgabe seiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber stark an innerem Gewichte sind. Wir wollen seine Muse beschleichen, um ihr ihre Kunstgriffe abzulernen, und vielleicht sind dies die vornehmsten: Erstlich: Sie zaubert Sujets unsrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um sie eingekleidet in die Morgenröthe einer antiquien Allegorie, uns entgegenzuführen. Besonders weiß sie einen Horazischen Odenplan so geschickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß sich seine Wendungen, Bilder, und Ausdrücke, genau auf denselben anpassen. Und dann ist auch der seine Wohlklang und die genaue Versifikation der äußere Schmuck, der Kammeler zu einem Deutschen Horaz macht.

Fiktionen machen das schönste Ganze der Ode, und der reinste Quell zu diesen Fiktionen ist unstreitig das Alterthum. Das Alterthum ist voll von

poetischen Erfindungen, Bildern und Farben; wer diese mit einer Meisterhand zu brauchen weiß, macht seinen Gegenstand dadurch neu, ehrwürdig und sinnlich, und wie hoch steht eine Dde, die dies thun kann. Daher haben die größten Genies aus diesem Quell der Musen, der Allegorie, wenn ich dies Wort im weitesten Verstande nehme, getrunken: die kleinen Geister schauern vor diesem Trank, weil Kenntniß und Geschmack des Alterthums, ja fast ein dramatisches Genie dazu gehört. „Die höchste poetische Kunst, sagt vielleicht eben dieser Dichter\*), ist, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben.“

Seine Nymphe Persanteis und Sprea verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolomäus und Berenice, ein edles hymenäisches Gespräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgesang des Catulls: Vesper adest, juvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im horazischen Gespräche: Donec gratus eram tibi — herrscht: ja vielleicht läßt sie sich hin und wieder zu einer kleinen Nachlässigkeit herunter, wie vielleicht, wenn Berenice von ihrer Locke sagt:

— Die funfzehn oder sechzehn Jahr  
Die Zierde meiner Scheitel war.

\*) Crit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrf. St. 1.

Die Ode an die Göttin Concordia \*) ist des Altars im Janustempel würdig: nur dürfte die Göttin Ute vielleicht zu altariechisch, oder altrömisch seyn, da sie freilich gegen die wilden Anfälle auch selbst in Friedenszeiten sich mit Drat und Beil waffnen mußte; wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Ute von der Erde ablöse, nicht vor sich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert sich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene herkulischen Zeiten, da die Götter dieser Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es schön fand; in die poetischen Zeiten, da weder Tapferkeit noch Erfolgung in dem Gesichtspunkt des Moralischen vom Dichter durften angesehen werden. — Die Ode an Hymen \*\*) ist werth, daß Hymen,

wenn ihn noch ein festlich Lied  
herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger selbst erscheine,

— zwei Ring' an einer Hand  
und um die Schläfe Myrten  
und um den Arm ein goldnes Band,  
ihm eine Braut zu gürtten.

Sein Lied an Fabius ist ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt

---

\*) Lit. Br. Th. 23. p. 92.

\*\*) Lit. Br. Th. 23. p. 90.

werden können \*): denn eben durch sein Zaubern ward Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dieß Zaubern allein, das bloß der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro, zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesetzt hätte: denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius  
Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.  
Den Zauderer rechtfertigt Annibal  
Und Daunens Friederich.

Man denke aber nicht, daß Kammiller bloß in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sey: sein allegorischer Genius verläßt ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die Erdichtungen so schön, daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachsen, hat hierinnen viele vorzügliche

---

\*) Ich glaube, dies ist, was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt: nicht aber die Odenwendung (s. Lit. Br. Th. 8. p. 388.) Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die

sich wirrt', doch nie verirret —

Ich finde auch, nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu beißendes in dieser Ode.

Beispiele, und weil ich in einer selbengewordenen  
 Wochenschrift \*) Erläuterungen finde, die nicht bloß  
 die Ode erklären, sondern uns auf die feinsten Schön-  
 heiten aufmerksam, und mit den Ideen der poetischen  
 Kunst vertraut machen, nach welchen der Dichter ar-  
 beitete: so mache ich meinen Lesern und mir ein  
 Vergnügen, wenn ich sie hersehe:

O die du dich zur Königin der Früchte  
 Mit deinem eignen Laube krönen mußt,  
 Aurorens Kind 1), an welchem Sonnenlichte  
 Zerspaltest du die Purpurrothe Brust,  
 Die Proserpinen 2) ihre Körner  
 Im Tartarus zu kochen trieb,  
 Und machte, daß sie ferner  
 In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert sich 3): das Meer entfliehet  
 Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;

---

\*) Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehr-  
 samkeit. Berlin bei Haude und Sp. 1750. Et. 6.

1) Sie wächst im heißen Orient und verirrt sich nach  
 Norden.

2) Proserpine ward vom Pluto entführt Ceres be-  
 kam die Erlaubniß, ihre Tochter wieder zu holen,  
 wosfern sie noch nichts in der Hölle genossen hätte.  
 Sie ward verrathen, daß sie einige Granatkörner  
 gekostet habe, und ihre Mutter kehrte einsam wie-  
 der zurück.

3) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurück-  
 tretung des Meeres wie zu den Zeiten des Libe-

Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;  
 Pomona füllt ihr Horn in dir allein:  
 Und Flora muß auf dein Begehren  
 Aus allen Blumen Kränze drehn,  
 Und mit gesunkenen Aehren  
 Die blonde Ceres<sup>4)</sup> gehn:

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,  
 Der Gott Sylvan<sup>5)</sup> und zieht ein Labyrinth<sup>6)</sup>  
 Selbstirrend auf vor deinen offenen Thoren,  
 Die nicht umsonst den Künsten offen sind.

---

rius, oder durch Erdbeben und Verschüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Auf die botanischen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen gezielet: mit gesunkenen Aehren bringt uns die neuesten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

- 4) Pomona ist die Göttin der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getraides.
- 5) Sylvan ist ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Sylvane, cupressum. Virg. Das Haupt umschoren. Hier bemerken wir eine griechische Wortfügung, welche die lateinischen Poeten gleichfalls angenommen haben: Et teneras arbores portat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus.
- 6) Zwischen Berlin und Charlottenburg ist ein Irrgarten von jungen gerade geschornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geschmückt.

Die Künste nehmen Dädals Febern 7)  
 Und kommen über Meer und Land  
 Mit Hebezeug und Rädern  
 In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebirge Rücken  
 Zu Tempeln und Pallästen ausgehöhlt 8),  
 Die rund umher der Pyrrha 9) Wunder schmücken,  
 Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?

---

7) Dädalus war ein großer mechanischer Künstler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von sich lassen wollte, er machte sich aber Flügel und entkam: die schönsten Gewerke und Manufakturen kommen zu uns herüber.

8) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfach und Pracht sind beisammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dohm sind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felsen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehöhlt hat.

9) Pyrrha und Deukalion bleiben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angesichte Steine hinter sich, woraus Menschen in die Höhe wuchsen. Ein schmeichelhaftes Gleichniß für einen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen verglichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu seyn, und anfängt, lebendig zu werden.

Ihr Götter! prächtig aus Ruinen  
 Erhebt sich euer Pantheon 10)  
 Die Weisen alle dienen,  
 Die Völker lernen schon.

Sagt, Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen  
 Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,  
 Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstrahlen 11),  
 Deckt die Geburt des alten Goldes auf,

---

10) Pantheon, ein Haus, worin alle Götter wohnen, aus welchen jeder Priester sich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über einen Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne, 2c. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstätte des alten Stalles und der alten Mahler- und Bildhauer-Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret ist.

11) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht genug bestimmt haben, und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesetzt, die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreung der Sonnenstrahlen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich: doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch, daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

Und steigt an der Wesen Kette 12)  
 Bis dahin, wo der höchste Ring  
 An Jovis Ruhebette  
 Seit Chaos Aufruhr hing 13).

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,  
 Verliert den Hydrakopf 14) durch einen Streich

---

12) Das mineralische Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zusammen: der staudichte Stein hat an beiden sein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gränzen an einander. Hier zieht sich das fühlende amerikanische Kraut zusammen, so bald es angerührt wird, dort sproßt der Polypus wie ein abgeschnittner Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander, und knüpfen sich an tausend Enden zusammen. Laßt uns einmal unter den Menschen fortgehen bis zum Affen: dieser und der behaarte wilde Mensch, wie sind sie unterschieden? Der vorzüglichste Mensch, und = = = Hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größte Weise sieht von dieser Kette nur zerrißene Glieder.

13) Seit der Erschaffung, da sich das Getümmel der Elemente legte.

14) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfiges Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein, wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchsen zwei an dessen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

Von der Gerechtigkeit beslammtem Schwerdte; 15)  
 Der Uberglaube kämpft und flieht zugleich:  
 Wie vor den kühnen Sonnenpferden  
 Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;  
 Denn tausend Städte werden  
 Ihm einen Altar bau'n.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,  
 An Künsten reich, und groß wie Sparta war: 16)  
 Es zog vom Schall der Flöte schön verführet  
 In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,  
 Und alle, die den Kampf verloren,  
 Bestätigten durch einen Eid:  
 Die Stadt 17) sey nur geboren  
 Zu Waffen und zum Streit.

---

15) Die schnelle Endigung der Proceffe ist bekannt, und schon ein Muster der Nachahmung.

16) Sparta oder Lacedaemon war zum Kriege geboren und verbannete die Künste: eine gewisse Stadt liebt die Künste, und ist dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schalle einer wohlgesetzten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichsten Feind gingen und siegten. Man untersuche die genaue Aehnlichkeit selber.

17) Wird von Sparta gesagt, und deucht unserm Dichter schöner, als wenn es geradezu von Berlin gesagt würde: weil man die Eigenschaften von Sparta sonst nicht erführe, weil der Geist die angenehme Beschäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten, weil ein solches Lob zugleich feiner ist,

So sang Calliope 18), die voll Entzücken  
 Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,  
 Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken,  
 Den Weg zum Tempel des Apollo nahm, 19)  
 Wo mit dem Pinsel und mit Saiten  
 In Larven und im Lorbeerkrantz  
 Die Musen sich bereiten  
 Zum schönsten Reihentanz.

---

Eine Ode von dieser Art ist mehr für ein Oden-  
 genie, als ein schlechtes poetisches Collegium: fast  
 jede Nummer zeigt „die höchste poetische Kunst des  
 Dichters, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben:“  
 auf die Art bestrebe ich mich, den Pindar und  
 Horaz mit selbst zu erklären: und so erkläre man  
 sich

---

und weil kein lyrischer Schwung darin wäre, wenn  
 der Poet in eben der Construction fortführe: Du  
 zogst vom Schalle.

- 18) Calliope, die Muse, besingt, wenn man ihr  
 ein besonderes Amt geben will, die Helden am  
 liebsten. Dieses deutet auch ihr Ehrenzeichen, die  
 Trommete, an.
- 19) Apollo ist der Gott der Musen, oder der Erfin-  
 der der freien Künste. Unser Opernhaus führt die  
 Römische Aufschrift: Fridericus Rex Apollini  
 et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es  
 deutlicher: denn aus Poesie, Musik, Decoratio-  
 nen und Balleten erwächst die Oper.

sich jede Ode Rammfers, um ihre sinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. — Ich sollte meinen Lesern diese Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um sie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausschmückung ihrer Theile zu bemerken: da dieß aber zu weitläufig ist, und bei andern Oden von ihm füglich geschehen kann: so kann ich nicht umhin, meine Leser wenigstens auf den feinen Wohlklang dieser Ode aufmerksam zu machen. Ich rede nicht selbst, sondern schreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

1) Die ganze Zusammensetzung der Strophe ist zum Wohlklange eingerichtet, ihre Zeilen laufen schmal zusammen, und spizen sich mit einer männlichen Schlussylbe, fast wie ein Pfeil. Diese Figur deucht dem Auge so schön, als ein solcher Gang des Verses dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Versen kann der Abschnitt bald vorn bald hinten gesetzt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abschnitt bleibt gar weg, wenn eine andere Schönheit erhalten werden kann:

umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,  
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken  
Den Weg zum Tempel des Apollonahm.

Beide Verse laufen fort, und drücken einen Gang aus.

Herders Werke 3. schön. Lit. u. Kunst. II. S. Fragmente.

Mit deinem eignen Laube krönen muß  
scheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf  
läuft wie der Sturmwind.

4) In jedem Verse findet man einen oder mehrere von den starkklingenden Vokalen U und O oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut.

5) Nicht leicht über 3 Consonanten stehen hinter einander, auch so gar zwei Wörter bringen nicht mehr zusammen.

6) In den Versen:

Die Proserpinen ihre Körner —  
Pomona füllt ihr Horn in dir allein —  
In ihrer harten Hand —  
Die Weisen alle dienen —  
So sang Calliope, die voll Entzücken —

sehen wir, daß wenn ein Wort auf einen Consonans ausgegangen ist, das folgende mit einem Vokal anfängt, und daß es mit einem Consonans anfängt, wenn das vorige mit einem Vokal schloß. Dieses ist zwar selten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Verse einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verses, noch zwischen zweien Versen.

8) Vom Reim müssen wir auch gestehen, daß keiner zweimal vorkommt. Horaz schließt gleich-

falls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in seine Ode, welches zu verstehen ist von den vornehmern Worten, nicht von non, qui sunt etc. Dieser Odedichter wird bei seiner Arbeit vielleicht nicht alle diese Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es, daß man sie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabei verloren hat?

---

So stolz höret ein feines Iyrisches Ohr, und sollten auch einige dieser Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man sie zu Regeln macht: sollten sie auch, so bald als sie Gesetze werden, Hindernisse seyn: so muß man um so mehr den Dichter bewundern, der diesen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein so feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet seyn, die eben so stolz deklamirt; denn so wie die Iyrische Poesie, nach Klopstocks gerechter Bemerkung, des meisten Wohlklanges fähig ist: so nähert sich auch die Iyrische Deklamation der Musik am meisten. Und würde also auch nicht der allgemeine Ruf von Rammers Deklamation voll seyn: so würde schon sein feiner Wohlklang in mir den Wunsch erregen, ihn deklamiren hören zu können.

Nicht blos Allegorie und Wohlklang: die Anordnung zum Ganzen der Ode ist der Vorzug, weswegen der Name Horazisch seinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über Hora-

zische Pläne bei ähnlichen Gegenständen: sein Páan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück, so gar bis auf das Bild der Nothwendigkeit:

Te semper anteit sæva necessitas  
 Clavos trabales et cuneos manu  
 Gestans athena, nec severus  
 Uncus abest liquidumque plumbum - -

Ich bin mit Kammler darinnen wohl zufrieden, daß er dies überladne Bild, das schon Sanadon und noch neuerlich Lessing für frostig erklärt, abgekürzt; nur scheint der Periode, nach seiner sinnlichen Inversion betrachtet, etwas mißrathen zu seyn. Die Ode an seinen Arzt bringt uns die Horazischen Zurufe an seinen Weinknaben in den Sinn, und ist mit Geist und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum: die Ode an Hrn. Krause eine ähnliche über sich, und am allermeisten die Lobgesänge auf den König, das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Augustus und Mæcenas opferte.

In einzelnen Bildern, Constructionen und Wendungen findet Horaz noch häufiger das Seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine Deutschen Oden, die leichter und schwerer ins Lateinische zu übersetzen wären, als diese — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang

nach dem Lateinischen abgezirkelt, gleichsam vor sich findet; schwerer, um der Fülle, Kürze und dem Wohlklange keinen Eintrag zu thun. Was Lessing mit dem Anfange des *Mefias* versuchte, probire man mit Kammfers *Ode an den Arzt*, an die *Kugel* u. s. w.

Was ist nun von dieser Horazischen Nachbildung zu urtheilen? Es ist nicht zu vermuthen, daß Kammfer blos Horazische Vorfälle wähle, um Horazisch singen zu können; wenn wir ihn blos in diesem Gesichtspunkte betrachten: so dürften die besten Horazischen *Oden* nicht alle von ihm nachgebildet seyn, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdann ist er geschmack- und kunstvoller Nachahmer. Aber er ist mehr, — und hat es bewiesen, daß er ohne Horazische Pläne und Bilder Horazisch singen könne, und dies erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums, und einen Artisten von Geschmack.

Vielleicht hat Kammfer den Grundsatz mit einem andern großen Genie gemein: daß *Horaz* alle Muster aller *Oden* geliefert, und so zu sagen, jede Schönheit derselben erschöpft: vielleicht sind die ersten Eindrücke von den Poesien des Roms bei ihm so mächtig, und in ihren Spuren so ewig gewesen, daß sich leicht alles, selbst Originalgedanken, nach diesen Eindrücken modeln; denn in der That! unser Genie und Geschmack nimmt die Bildung von dem an, was vorzüglich und zuerst auf dieselben wirkte: vielleicht sehe ich nicht alle die Reize ein, die gewisse mythologische Bilder noch in unsrer Zeit haben können — aber ich sage nichts, als

meine Meinung. Fesselt nicht Horaz, dies große Genie, oft zu sehr? — Mir kommt, damit ich ein paar Beispiele anführe, in der Ode an die Kugel, die Beschreibung der Hölle etwas fremde\*) an diesen Ort:

— ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe dem giftgeschwollenen Cerberus.  
Ich hörte schon das Rad Tritons rasseln, sahe Die Brut des Danaus  
Verbannt zum Spott bei bodenlosen Fässern — Und Minos Antlitz und das Feld Elysiens.

Horaz selbst ist kürzer und anschließender, obgleich dieses Bilder seiner Religion waren: hier sind sie aber zu bekannt, zu allgemein, und zu wenig aus dem Individualfall genommen; die folgenden sind es schon mehr:

— Den großen Anherrn eines größern Urenkels und sein Zelt  
Voll tapfrer Brennen sah ich! Ihre Lieder  
Ihr Fest bei jedem Rektarmal  
ist Er — —  
Schon sang ich seine jüngste That —  
Aicäus würde jetzt mein Lied beneiden

---

\*) Si quaedam nimis antique, si pleraque dure  
— — credit dicta — —

Et sapit et mecum facit et Jove judicat aequo.

Hor. L. 2. Ep. I.

Schon sah ich Cäsar lauschend nah  
Mit ihm den weisen Antonin, und den von beiden  
Gefeyrten Julian.

Bei dem sehten Ausdruck haben die Literaturbriefe\*) dem Herrn Professor Kammeler einen höflichen Verweis gegeben, daß er es aus der Kaiserhistorie vergessen hätte, wann Julian gelebt: und trauen ihm beinahe eine türkische Chronologie zu, daß Cäsar und Antonin den Julian haben feiren können. Allein, sie vergessen, daß dies im Reich der Todten vorgeht, und daß ja alle drei Friedrich feiren sollen. In Kammeler's Oden ist vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuthen, quem incuria fudit, als in den Literaturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde des Königs die herkulische Beschreibung eben die Note verdienen, die ich bei der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, und etwas zu unedel seyn möchten.

Abstrahirt von diesem Horazischen, ist Kammeler ein vollkommenes Muster der Ode: jedes Wort abgewogen, abgemessen, abgezählt: jede Construction gewählt, geordnet, gewaffnet: jede Freiheit nicht blos Licenz, sondern Muster: seine undeutschen Redarten bereichern die Sprache: seine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht: der Zwang in seiner Periode ist von der Gewalt und dem hinreißenden Ströme der Ode verursacht; ein Werk

---

\*) Eb. 8. p. 388.

des Vorsatzes und Fleißes, nicht der Noth und des Unvermögens: sein Mangel an der Cäsur bisweilen und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe, die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzichtig und eigensinnig.

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode\*) hersehen, die sich am besten aus Kammfers Oden erklären läßt.

„Die wahre Kritik erkennet in der Ode eine  
 „höhere Ordnung, die zwar versteckt seyn, aber nie-  
 „mals vernachlässigt werden darf. Es gibt mancher-  
 „lei Ordnungen, in welchen die Gedanken unfreier  
 „Seele auf einander folgen können. Die Ordnung  
 „der Zeit, des Raums, der Vernunft, des  
 „Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w. die  
 „Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie schreibt  
 „nicht historisch, wie der epische, nicht topo-  
 „pisch, wie der malerische Dichter: sie folgt  
 „auch nicht der Ordnung der Vernunft wie etwa der  
 „Lehrdichter. Die Ordnung, die ihr wesentlich  
 „ist, kann die Ordnung der begeisterten  
 „Einbildungskraft genannt werden. Eine  
 „einzig ganze Reihe höchst lebhafter  
 „Begriffe, wie sie nach dem Gesetz einer be-  
 „geisterten Einbildungskraft auf einander folgen, ist  
 „eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder  
 „der mit einander verbinden, aber selbst nicht den  
 „höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden von

---

\*) Lit. Br. Th. 17. p. 149. 2c.

„dem Dendichter übersprungen, und daraus entsteht  
„die anscheinende Unordnung, die man der Dde zu-  
„schreibt. Durch diese Betrachtung läßt sich auch  
„entscheiden, in welcher Gattung von Dden ausge-  
„mahlte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digres-  
„sionen und Nebenbetrachtungen, erlaubt sind, und  
„in welcher die Bilder und Gleichnisse, nur mit gro-  
„ßen Pinselstrichen zu berühren, und die Ausschweifun-  
„gen von dem Hauptgegenstande sorgfältig zu vermeiden  
„sind. Aus diesen Begriffen kann man die Regeln  
„herleiten, wo die Dde anfangen und schließen muß.

„Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte  
„und also auch zur Dde kein Werk der Begeisterung  
„sondern des Nachdenkens und der überlegenden Ver-  
„nunft ist: so muß der Plan der Dde dem Dich-  
„ter ungemaine Schwierigkeiten machen: denn hier  
„muß die Vernunft überdenken, was die feurige Be-  
„geisterung für einen Weg nehmen würde. Man  
„muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergrün-  
„den, welche Ideen die lebhaftesten seyn, und in  
„welcher Ordnung sie nach dem Gesetze der Einbil-  
„dungskraft auf einander folgen werden. Der  
„Dichter muß sich also in beide Verfassungen zu-  
„gleich setzen: er muß nachdenken und empfinden,  
„und man siehet leicht, was ihm dies für Schwie-  
„rigkeit machen muß. Ueberläßt er sich ganz ohne  
„Plan dem Strome der Begeisterung und dichtet:  
„so wird er zwar eine Folge von sehr lebhaften Be-  
„griffen hervorbringen können: aber diese Folge  
„wird selten ein Ganzes ausmachen, selten ein be-  
„stimmtes Subjekt, und nur durch ein Ungefähr die  
„gehörige Einheit und angemessne Kürze haben, ver-  
„möge welcher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziel

„eilet. Dieses geschieht, wenn die Gemüthsbewe-  
 „gung, als die Ursache der Begeisterung, sehr hef-  
 „tig ist. Alsdann eilet der Strom der Gedanken  
 „seinen Weg, unaufhaltsam und sicher, und die  
 „bloße Natur erfüllt alle Bedürfnisse der Kunst.  
 „Wenn aber ein gemäßiger Affect herrschen soll: als  
 „nehmlich Hoffnung, Dankbarkeit, stille  
 „Freude u. so ist die Natur ohne Leitfaden der  
 „Kunst eine mißliche Führerin. Sie führt den Dich-  
 „ter auf Abwege, sie erlaubt ihm zu schwärmen, wo  
 „er den kürzesten Weg nehmen sollte: sie verbindet  
 „Gedanken, die eine allzugerine Beziehung auf ein-  
 „ander haben, und bringt also poetische Phana-  
 „tasien hervor, aber keine Oden.“

Dies Fragment einer kritischen Betrachtung über die Ode bringt mir den Wunsch in die Feder, daß endlich ein philosophischer Kopf eine vollständige Theorie von der Ode lieferte, die unter den schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aesthetik uns noch am meisten fehlt. Denn da Aristoteles Poetik in diesem Theil verlohren gegangen: so haben sich wenige an eine Arbeit wagen wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die Wenigen, die sich daran gewagt, wiegen zusammen nicht so viel, als der einzige Aristoteles wiegen würde. Die Poetikerschreiber — die schönen Geister unter den Franzosen, La Motte, St. Mars, Battaux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Marmontel und Garnier — unter den Deutschen, die Abhandlung in den Breslauischen Beiträgen zur Philosophie mit ihrer Recension

in der Allgem. Bibl., das angeführte Fragment, einige Klopstockische, Kammelerische im Bateau, und das mittelmäßige Gemisch von Anmerkungen in den epischen, lyrischen und dramatischen Gedichten sind Fußtapfen genug für einen, der aus ihnen eine Landstraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geschichte des Lyrischen Gesanges angekündigt gelesen; vielleicht wird der Verfasser den Charakter desselben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern bestimmen, und aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hilfsmitteln, der Sprache und Musik erklären: vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyrischen Dichtern entwickeln, ihre Hauptwerke ästhetisch nach Plan und Composition, nach den Schönheiten des Details \*), dem Licht und

---

\*) „Vielleicht wird er von dem Unterschiede der Griechischen, Römischen und Orientalischen Ode handeln. Er wird zeigen, warum die Horazische Ode mehr ausgeführte Gleichnisse verträgt, als die Pindarische und diese mehr als die Davidische, und aus eben demselben Grunde erklären, warum der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter sich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odedichter von einem Gleichniß in das andre übergeht, und wenn er sich denn von seinem Gegenstande zu sehr entfernt hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinandersetzen, in welchem Fall es dem Dichter erlaubt sey, von dem Gleichnisse zurück zu kehren,

Schatten, den Wendungen und Bildern und Versifikation und Sprache zergliedern: vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen: ein Odengenie in die magische Werkstatt des Apolls, und in den Geist seiner Muster einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus diesen verschiedenen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieser Dichtungsart herausziehen, sie zu Regeln erhöhen, diese Regeln in unsere Seele zurückführen, und also einen philosophischen Begriff der Ode festsetzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aesthetik sichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus amici!

Sollte dieser Plan mit dem seinigen übereinstimmen: so würde er durch die Ausführung Creditiv genug gezeigt haben, daß er auch folgende Zugabe zu seinem Werke thun könnte: daß er die zerstreuten Oden der Deutschen sammlete, sich über alle fließende Reime im lyrischen Sylbenmaaß erhub, und bloß den Geist der antiken Ode zum Rathgeber seiner Wahl machte: ein mäßiges Bändchen, das aber alsdann die fliegenden Stücke dieser Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Kammeler es für gut geachtet, die Lieder der

---

„und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo sein Feuer mitten im Gleichnisse, wie ein Blitz verschwinden muß.“ Lit. Br. Th. 9. p. 184.

Deutschen zu sammeln: so wären „ernsthafte und erhabne Gesänge unsrer lyrischen Poeten, die sich besser deklamiren, als singen lassen: die wenigen Oden der Deutschen, die sich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen \*)“, dieser Sammlung eben so würdig; ja vielleicht noch würdiger, weil meistens ein Individualfall der Zeit sie gebiert, sie auf seinem Flügel umherwirft, und sehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen, die keine Ausbesserung nöthig hätten, oder uns wenigstens die Ausbesserung als eine Note und Marginalglosse geben: denn alle fremde Korrektur ist mißlich und bei einer Ode fast unmöglich. — Wie sehr muß ich aber befürchten, daß mein Vorschlag nicht flugs von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht schon folgende Messe: auserlesene Stücke aus den besten deutschen Oden dichtern \*\*) ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Kammeler nicht verlassen, ohne den Wunsch zu wiederholen, daß der letztere uns den erstern endlich in einem deutschen Kleide liefern möge: alsdann werden wir den Franzosen ihre Sanadons, Dacier und Batteux nicht beneiden dürfen.

\* \* \*

---

\*) s. Vorrede zu den Liedern der Deutschen bei Winter, Berlin. 1766.

\*\*) Braunschweig bei

Klopstock hat in seinen Oden weniger horazische Züge: seine Ode an Friederich vor dem Messias, scheint im Anfange das: quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein, bald erhebt sie sich zur Welt der Gedanken und Empfindungen\*), zu der ihm eignen Kunst, die Seele des Menschen und Christen zu schildern, worin er eben mit Horaz nicht zu vergleichen ist. Alle seine Oden sind meistens Selbstgespräche des Herzens: sein Psalm läßt Empfindungen eine nach der andern, fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen: eine wird die höchste und es erfolgt eine Stille: wir stehen in Gedanken bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen gedankenvollen Betäubung berauscht. Seine meisten lyrischen Arbeiten nähern sich dem Hymnus: in einigen Stücken, die der Sammlung vermischter Schriften eingerückt sind, sind freilich vortreffliche Horazische Züge, insonderheit in der Ode auf den Zürchersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz setze; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem Stück des Nordischen Aufseher's diese wunderbaren Gedanken sagt:

„Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem Haupttone, den die Ode haben soll. Horaz hat den Hauptton der Ode, ich sage nicht, des Hym-

---

\*) Lit. Br. Th. 8. p. 229.

„n u s, durch die feiniqen, bis auf jede seiner  
 „feinsten Wendungen bestimmt. Er erschöpft alle  
 „Schönheiten, deren die O d e fähig ist. Man wird  
 „also den Werth einer Ode am besten ausmachen  
 „können, wenn man sich fragt: würde H o r a z  
 „diese Materie so ausgeföhret haben? Aber man  
 „müßte ein wenig strenge bei Beantwortung dieser  
 „Frage seyn. Denn sonst bekommen wir zu viel  
 „Horaze unsrer Zeiten. — Ich erkläre mich hiedurch  
 „gar nicht gegen die Ansprüche, die besonders der  
 „lyrische Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich  
 „rede nur von der Biegsamkeit, mit der sich selbst  
 „ein Originalgenie dem Wesentlichen, was die l y r  
 „i s c h e P o e s i e fodert, unterwerfen muß. Und  
 „dies Wesentliche, behaupte ich, hat H o r a z durch  
 „seine Muster festgesetzt“ \*). Ueberhaupt ist dies  
 ganze Stück im zweiten Bande so ausnehmend, als  
 das 26te des ersten.

\* \* \*

Ich werde von u z und L a n g e kürzer seyn kön-  
 nen. Des erstern p h i l o s o p h i s c h e r O d e n g e ist  
 ist bekannt, und von den Literatur Briefen\*\*) wür-  
 dig gepriesen worden: er ist der einzige, der so viel  
 W e i s h e i t mit so vielem Schwunge sagen kann. —  
 Von L a n g e dürfte es heißen: die Ersten werden die  
 Letzten seyn; und nach meiner Meynung hat er mehr  
 Horazisch gesungen, als übersezt. Die besten Oden

\*) Nord. Auff. 2. B. St. 105.

\*\*) Th. 8. p. 214.

des Horaz; leiden bei ihm, seines Fleißes, Genies, und einiger glücklichen Stellen ohngeachtet: überall verfehlte Stellen, verlohrender Nachdruck, unschickliche Einkleidung, an Kolorit und Wohlklang nicht zu denken: quid faciant hostes capta crudelius urbe. — In seinen eignen Oden hat er insonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter, und gleichsam dem Zuschnitt zum Wohlklange, den Horazischen Ton getroffen. — \*)

Db

---

\*) Darf ich hier Gelegenheit nehmen, Klozens *Vindicias Horatii* auch denen Liebhabern des Horaz anzupreisen, die sich nicht mit dem Pat. Harduin streiten wollen. Sie sind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen sich der Verfasser nicht hätte herablassen sollen, weil die meisten Harduinschen Anschuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die critische Muthmaßung, (p. 16.) in welcher Ordnung Horaz seine Gedichte geschrieben: wie weit er gegen die Griechen sich Originalschätze (p. 25 = 30.) von seinem Wohlklange und seiner Kühnheit (p. 51 = 58) von seinem Urtheil über Plautus (p. 272 = 273.) und viele andre. Vergleichen verschiedner Dichter voll Belesenheit und Geschmac sind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunst (p. 18 = 25.) über den Flug der Muse (p. 25 = 103.) über *Musa potens lyrae* (p. 104 = 106.) über den, der seine große Seele verschwendend hingab, den Patrioten, *Nemi-*

Ob wir Deutsche Catull's haben? möge, wie Lieder der Deutschen beantworten: unter allen hat vielleicht Lessing zu seinem Hauptzuge die meiste Catullische Schalkheit. Ob wir Ovidianische Verwandlungen haben? Dies werden bloß die behaupten, die in einem Journal den Titel gelesen: Zacharia's Verwandlungen, oder Verwandlungen in den Bremischen Beiträgen, und bloß nach diesem Titel urtheilen. Ob Wieland unser Lukrez sey? Diese Frage ist älter, als die Periode, über die ich schreibe. Ich nehme aber Gelegenheit, etwas von dem Lukrezischen Lehrgedicht zu sagen.

---

Aemilius Paulus (p. 119—123.) über die curas laqueata circum tecta volantes (p. 175—177.) über die Blandusische Quelle (p. 207—210) und dann über die Küsse der Venus, Cupido und die Grazien (p. 125. 249—255.) — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz sind häufig und einige neu, insonderheit aus den Werken der Kunst und Denkmälern des Alterthums.

2.

### Vom Lukrezischen Gedicht.

---

„Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Scri-  
 „bent für Beifall erhalten würde, der es wagte,  
 „nach dem Beispiele des Lukrez, die Lehren einer  
 „Schule mit trocknen Worten vorzutragen, und etwa  
 „hie und da durch eine poetische Stelle aufzupuzen?  
 „Gewiß ist es, daß er in Reimen und in der ge-  
 „wöhnlichen Versart ganz unerträglich seyn würde.  
 „Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im Deut-  
 „schen, eine gewisse Feierlichkeit, die so wohl mit  
 „dem Aufgeweckten des Theaters, als mit dem  
 „Trocknen der Schule einen seltsamen Contrast  
 „macht.“ \*) — Ich weiß nicht, wie mit diese  
 Stelle in die Feder kommt, eben da ich Wieland  
 unsern Lukrez genannt: auch er hat die Lehren  
 einer Schule, in Reimen, in der gewöhnlichen Vers-  
 art vorgetragen, zwar mit unter trocken, aber schön  
 aufgestuzt mit poetischen Stellen — und hat Bei-  
 fall gefunden, indeß offenbar mehr des letztern als  
 des erstern wegen. Ich schlage also zurück: \*\*)

„Unsere Schriftsteller haben sich in der allge-  
 „meinen betrachtenden Weltweisheit ungemein her-  
 „vorgethan; aber in der besondern ausübenden Sit-  
 „tenlehre möchte der Deutsche eher über Mangel zu  
 „klagen haben — Unsere Lehrdichter sind vor-  
 „trefflich, wenn sie die Systeme der Weltweisen vor-

---

\*) Th. 8. p. 216.

\*\*) Th. 8. p. 163. 26.

„tragen, wenn sie sich in die Höhen des Unermeßlichen empor schwingen, wenn sie den Schöpfer und seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das „Mittelmäßige, sobald sie sich zu den Sitten der „Menschen herablassen. Popsens Essay on man „möchte man einem Deutschen weit eher zutrauen, „als einem Franzosen; aber seine Moral Essays „verrathen eine so feine Kenntniß des menschlichen „Herzens, als noch nie ein deutscher Schriftsteller „gezeigt.“ — Diese beiden ganz wahren Bemerkungen machen, daß ich den deutschen Dichtern die philosophische Dichtungsart des Lukrez, als ein glückliches und reizendes Feld anpreise: doch mit einiger Einschränkung. — Lukrez ist in meinen Augen nach dem Feuer seiner Bilder einer der ersten Genies unter den Römern. Wenn man die trockene Philosophie sieht, mit der er kämpfen mußte, die Schwierigkeiten, mit denen er stritte — — *propter egestatem linguæ ac rerum nouitatem* — — und die er doch überwand, die Strenge, mit der er seiner Schule *genua* thut, und die herrlichen Gemählde und Ausschweifungen, die er einstreuet: so muß man erwarten, daß unsere Lukreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegsamern Materie, mit einerlei Genie, um so viel höher vor dem Römer stehen müssen, je höhere Vorzüge sie nach der Cultur ihrer Werkzeuge haben. — Betrachten wir dies, so bleiben von allen unsern deutschen Lukrezen \*) vielleicht nur drei noch, die diesen

\*) Ich sondre hier gleich die moralischen Lehr-

Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter seyn, allein Lukrez sind sie nicht, wenn Lukrez zu unsrer Zeit gelebt hätte. Haller — Witthof und Kreuz, drei Dichter auf drei verschiedenen Stufen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf den Ursprung des Uebels, und zeige mir im Lukrez, du, der du sein Anbeter, und vielleicht ein zweiter Creech bist, zeige mir im Lukrez so hohe, wahre und dringende philosophische Wahrheiten in so reelle und kurze Bilder eingehüllt. Hallers Geist ist in zweien Dichtern getheilt, in Witthof und Kreuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in seiner Gewalt; dieser hat zu viel Talent zur schwermüthigen Malerei eines Weisen, als daß man ihn unter den Geniern vergessen sollte. \*) Jener weiß abstrakte Ideen in poetische Körper zu kleiden; dieser, abstrakten Ideen poetische Farben zu geben: jener ist glücklich im Ausdruck der menschlichen Denkart, so fern man sie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann: dieser in der dichterischen Abbildung einiger metaphysischen Hypothesen. Beide würde ich wegwerfen, wenn ich jenen bloß als Dichter nach dem Außern, und diesen als Metaphysikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

---

dichter ab, Hagedorn, Dusch, Wieland u. s. w.

\*) Die Literaturbriefe haben nie an ihn gedacht, obgleich seine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu seyn, wird weder ein Stern von der ersten philosophischen noch von der dichterischen Größe erfordert. Der wahre Geist der Weltweisheit an sich leidet kein beinahe Wahres, kein halbgründliches; und unsere philosophischen Witzlinge, die uns Schaum der Weltweisheit, mit dem Goldschaum der Aesthetik überdeckt, verkaufen, sehen zwar, daß ihre Philosophie im Anfange kledet, und von Kindern und Narren, (die aber diesmal nicht die Wahrheit reden) gelobt wird — aber Schaum und Philosophie zergeht und ist nicht mehr! — Laß diese das philosophische Lehrgedicht wählen, den Reihn zwischen Philosophie und Einbildungskraft: sie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite giebt es schöne Geister, die zu viel Philosophie an unrechtem, und zu wenig poetisches Genie an rechtem Ort haben: die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Lust- und erbärmlichen Trauerspielen mit seichter Weltweisheit quälen — auch diesen gebe man das Lehrgedicht vor: denn die Epopee, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fodert Schöpfungsgeist im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht leidet noch zuerst die Lieblingswendung so vieler deutschen Vortreden:

*ubi plura nitent in carmine, non ego paucis  
offendar maculis. —*

Dies fodert die wenigste Einbildungskraft, ist am wenigsten an Regeln gebunden, und vielleicht ist das freieste und leichteste Sylbenmaaß auch das an-

gemessenste und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandrinische, sondern das sogenannte *Recitativmetrum*, das sich am meisten der Prosa nähert, die meisten Formen annehmen kann, sich jeder Materie am besten anschliesst, und die Aufmerksamkeit am füglichsten erhält.

\* \* \*

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poesie aufzuhalten gesucht, damit sie, als Ungeweihte sich nicht ins Heilige wagten: jetzt lege ich einen Gegenstand vor, der ins Allerheiligste der Dichtkunst gehört, und, wie ich glaube, würdig ist, die ganze Seele eines Genies allgenugsam auszufüllen: es ist zwar bloß ein Lehrgedicht, aber ein Lehrgedicht, dem selbst die epische, dramatische und lyrische Muse zujauchzen würde. Laß es seyn, daß die deutschen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabsinken, sobald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen. „Laß es seyn, daß sie nicht Kenntniß des menschlichen Herzens genug hätten, um *Moral Essays* zu schreiben:“ ich zeige ihnen ein *Essay on Man* an, wo sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, und im zwiefachen Verstande Geistschöpfer durch sich selbst werden können.

Man weiß es, daß die deutsche Weltweisen, wenn in einem Stücke der Philosophie, so in der Psychologie vorzüglich, gleichsam auf eigenem Grund und Boden sind, weil sie die kühnen

Blicke, die Plato, Baco und Locke in die menschliche Seele gethan, weiter verfolgt, oder wenigstens die Erfahrungen dieser drei Männer wissenschaftlicher gemacht. Sie haben wenigstens Kunst und Mühe angewandt, um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, dessen Bauart das merkwürdigste Phänomenon der neuern Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dies, daß ein poetisches Gebäude von dieser Art ebenfalls auch das Denkmal unsres Volks und unsrer Zeit seyn könnte. In dem eigentlichen Spekulativen der Weltweisheit ist der Dichter immer ein Fremdling; man sage, was man will, er heißt ein Gileaditer, der sich in diese platonische Republik einstiehlt, um Holzhauer und Wasserträger zu seyn. Das Dichteriſche, was der Lehrdichter, der Systeme reimt, behalten kann, um den Weltweisen nicht gleich vor den Kopf zu stoßen, sind alte Schuh, und verschimmelt Brot: und aller der Nutzen, den er dem Philosophen giebt, ist, daß er so viel von dem philosophischen Geist ihm raubt, als er ihm dichterischen giebt: eigenliche Bürger können sie nie zusammen werden.

Aber die philosophischen Erfahrungen, Muthmaßungen und Hypothesen über die menschliche Seele; die sind aller Stärke der Dichtkunst fähig, und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunstrichter zitterten und Einwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten: so fühle ichs doch, daß alle ihre Warnungen

zu klein sind, um ein Genie zittern zu machen: großmüthig würde es sie verachten, und sehr gern eine Ausnahme machen, wenn seine Ausnahme nur Meisterstück ist. Wenn da, wo der Weltweise nur von fern furchtsam lauschen muß, der Dichter, als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimnisse des Geistes, mit kühnem Schritt fortginge, um in das Heilige zu dringen: was würde er sehen? Von keinem Auge gesehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte, die niemand gehöret! Und was sprechen? Geflügelte Sprüche, die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen, die man über und in der menschlichen Seele angestellt, zu poetischen Körpern umgeschaffen würden: wenn die Muthmaßungen des Weltweisen vom Dichter, nach der ihm verliehenen Freiheit, sinnliche Gewißheit bekämen; wenn die Hypothesen zu dichterischen Fiktionen sich umbildeten: wenn jede große psychologische Wahrheit sinnliches Leben erhielte: kurz, wenn die ganze Welt der menschlichen Seele ins Licht des poetischen Glanzes träte, dessen sie fähig ist: — welch ein Gedicht! — Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der menschlichen Seele, ihre Höhen und Tiefen, mit seiner mächtigen Hand umspannte: wenn er zu der Größe, deren eine menschliche Seele fähig ist, sich erheben, die Stärke des Geistes umfassen, und die Güte des Herzens, wie einen pierischen Quell, kosten könnte, da seine Ideen so hoch, seine Wahrheiten so stark, und seine Empfindungen so bezaubernd wären, als der größte Geist, die stärkste Seele, das beste

Herz: — und er hiez zu alle Macht der Dichtkunst aufböte — wie lebhaft hat nicht schon Abb t gedacht, der doch bloß beobachten, nicht schildern; der insonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geschichte zu seiner Gehülfin machte, da dem Dichter alles zu Befehl steht.

Der Dichter würde da anfangen, wo der Philosoph aufhöret: er würde von seiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überschauen, aus diesem Chaos alle die Ideen aufrufen, die in ihm schlummern, aus diesem Ocean alle die Gedankenschätze heben, die der Zoll der ganzen Schöpfung sind, und in ihm versenkt liegen: auf diesem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeist befeelen, so wie dort Riesen aus der Saat des Jasons entstanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menschlichen Geistes: die Schöpfungskraft seiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdichtungen, die insonderheit in den jugendlichen Zeiten der Welt so reich gewesen, die Hypothesen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen, den Enthusiasmus der Leidenschaften und der Raserei, die Stärke, die sie anwenden muß, um Abstraktionen gegen die ganze sinnliche Welt, die auf sie stürmet, zu vertheidigen, ihre Feinheit in Bergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zusammensetzung der Begriffe: ihr Nervengebäude, in Absicht des vergnügenden und moralischen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Wirkungen ihrer Leidenschaften: die Freiheit ihrer Bestimmung, die sich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er

alle diese Seiten uns gegenwärtig machte, und alles, was er in der Seele siehet, selbst fühlte, und selbst in uns zu wirken wüßte; so wäre dies ein Gedicht, was alle Saiten des menschlichen Herzens treffen müßte, da Epöee und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unsere ganze Seele würde ihm entgegen arbeiten, wenn wir theils seine ganze Seele in Aufrubr sehen, theils sein Objekt, eben auch die menschliche Seele, in aller ihrer Wirksamkeit erblickten. Wenn er sie uns, eingehüllt in die Strahlen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunst, von Musen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unsere Hälfte, entgegen führte; wie Adam würden wir auf sie zueilen, und ihrer Umarmung entgegen jauchzen: das ist Fleisch von meinem Fleisch! Das ganze sympathetische Saitengewebe unserer Empfindungen würde in diesem Zuruf nachschallen: denn nie rührt uns das, wo wir nicht unser Bild erblicken: dies wäre der höchste und kühnste Weg über die unbetreten Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenschaften: es wäre vielleicht die größte Höhe des poetischen Genies in unserer Stufe der Cultur: und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen, wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte, seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme abzuschütteln, und alsdann seinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde sich alsdann eröffnen; Zaunkönige auf seine Flügel setzen, um ihn rückweise zu überholen; reichend der Neid ihm nachstreben und zurückfallen: wir aber würden, mit einem Fernglase

in der Hand, ihm nachschatten, und ihn bewundern. — Sollte jemand so unglücklich seyn, zu denken, daß das Probstück, die Psychologie in Reime zu bringen, ihn so hoch bringe: der würde alsdann die Fledermaus vorstellen, die von Nachtphilosophen, und von den schönen Geistern des Tagelichts, den Sperlingen gleich, verfolgt wird.

Wie weit hat es Afsense gebracht, da er blos eine Seite der menschlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungskraft, besang: mit welcher Stärke besingt Young blos einige Widersprüche des menschlichen Herzens: wie rührt Shakespear in seinen Monologen, wenn blos eine Leidenschaft kämpft: wie gefällt ein einziges Klopstockisches Gleichniß aus der menschlichen Empfindung gehoben! — wenn nun alle Seiten, und alle Widersprüche, und alle Leidenschaften, und alle Empfindungen aufwachten, die zusammen seyn, und auf einander folgen können — welch ein schöner Aufruhr! —

---

## 3.

## Von Nachahmung der Lateinischen Elegien. \*)

Es ist eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverschämtheit fodern, daß das Publikum sich soll Klagen vorwünseln lassen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten sind! — Mir hat es immer geschienen, daß die Aufmerksamkeit, die sich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unsre Neugier, als durch derselben innere Kraft hervorgebracht worden. Man ist gleichsam nach den Anekdoten eines solchen Mannes begierig, und will von seinen besondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet seine Elegien als einen kleinen Roman, darin die Geliebte erst spröde, dann erweicht, dann eifersüchtig und ungetreu wird; und der Unterschied zwischen diesem Roman und den andern Romanen ist der, daß in den letztern die Ursache dieser Erfolge weitläufig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die sie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählt werden. Die Kunst des Dichters besteht nun darin, daß er diese Wirkungen rührend und angenehm be-

---

\*) Diese ganze Abhandlung, ein schätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekanntem Ländern gehört, ist aus den Literaturbriefen Th. 13. p. 69—83. Bloß die kleinen Anmerkungen gehören mir.

schreibe. Und hieraus läßt sich zugleich erklären, warum dem geliebten Gegenstande eine Elegie am besten gefalle. Es ist nemlich schmeichelhaft für ihn, Wirkungen beschrieben zu sehen, davon er ganz allein die Ursache ist. Andere Leser, deren Eigenliebe nicht so gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigstens des Lesens überdrüssig, weil der Verstand bei der Erforschung der Ursache und ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu schaffen hat. \*)

Die meisten Dichter scheinen den Begriff der Elegie allzusehr eingeschränkt zu haben. \*\*) Man könnte sie überhaupt erklären, als die sinnlich vollkommene Beschreibung unsrer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das sinnlich-vollkommene: der Gegenstand nur, den sie bearbeitet, un-

---

\*) Alles dieses dachte ich auch bei der Mad. Klopstock hinterlassenen Schriften: und demohngeachtet träumte ich sie so angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerksam machte: ich las sie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauscht, sondern wie ein Fremder, der als Freund in das Haus eines Ehepaares geführt wird, das er aus Hochachtung zu sehen wünschte. Wie verschieden ist das Denkmal, das ein Klopstock und ein Gottsched seiner Gattin aufrichtet.

\*\*) So wie man auch den Begriff der Ode, wie ich glaube, immer zu sehr einschränkt.

terscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten Empfindungen \*) angegeben; und glaube, so viel ich jetzt sehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Lust, gehören, so wie ihr Gegenheil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannt, und ihr zum Ausdruck gleichsam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem Gesellschaftlichen, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht; wenn die elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten: so würden sie einem der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nemlich unnatürlich werden, entgangen seyn. Allerdings ist es widersinnig, bei einem großen Schmerz sich geschwähig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden, und der Schmerz sie also gleich den Fluthen des Meeres überschwemmet: so sind alle ihre schönen Auswüchse von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Ueberlegungen auf einmal verdeckt. \*\*)

---

\*) Von denen man in der Rhapsodie des Verfassers der Phil. Schr. Th. 2. scharfsinnige Gedanken findet.

\*\*\*) Hieraus, glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunstrichtern, bald verneint, bald bejahet ist: Ob die Ode wahre Empfindung oder Nachahmung sey? Spielt man nicht mit der ganzen Frage, so muß man theilen, und fragen: ist die Ode ein wirklicher Ausbruch von Leidenschaft und Empfindung? Un-

Man erblickt nichts, als eine traurige Fläche, und hört nichts als das wilde Rauschen der Wehmuth. Es giebt Seelen, welche besser verwahrt, und gleichsam mit frischen Dämmen umgeben sind: an diese prallen die Wellen an und zerschellen. Diese Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen, sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann aber auch in der Ode vorgestellt werden. Von der Empfindung der Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem elegischen Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die gegenseitigen schon gemildert sind: Empfindungen, die in der Seele nach und nach entstehen, nicht im Sturme der heftigen Leidenschaft: sondern wenn sie dieselben erhält, so ist's bei ihr öfters nur

— ein Frühlingstag,  
der durch ein Wölkchen lacht.

---

möglich, wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verstehe, so ist sie schon immer künstliche Sprache. Kann die Ode ein poetischer Ausdruck einer wahren Empfindung seyn? Ja, und billig sollte sie es durchaus seyn. Kann der poetische Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen? Meinetwegen! nur den poetischen Ausdruck betrifft das Nachahmende allein: die Empfindung bleibt die wahre, nur sie ist schon so gelindert, daß die Einbildungskraft gleichsam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunst überträgt.

Es versteht sich, daß es dabei auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme.

Die vermischten Empfindungen können entweder \*) aus der Betrachtung des menschlichen Zustandes überhaupt, oder dieser und jener Gesellschaft eines besondern Standes, einer einzelnen Person entstehen, und bei der letztern werden die verschiedenen Zustände in Erwägung gezogen, die dergleichen Empfindungen nothwendig hervorbringen müssen. Der Satyrenschreiber betrachtet auch den Zustand der Menschen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittere Klage aus: aber diese Klage entwischt ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten so gehäuft sieht, daß fast alle Hülfsmittel dagegen mangeln. Der elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend, das er vor sich sieht, rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er es untersucht, wo die Ursachen dazu liegen, und da die Gegenstände nicht nahe genug sind, um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen: so genießt er des Vergnügens, das ihm die Mäßigung desselben darreicht. \*\*)

Wenn

---

\*) Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da das Vorige, wie fern sich Elegie von den andern Gedichtarten psychologisch und aus der Natur der Seele unterscheidet, sich nicht eben über alle Einwendungen erheben möchte.

\*\*) Daß Elegien über den Zustand der Menschen überhaupt, möglich sind — wer wird das läugnen,

Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sol-

---

der es zugiebt, daß es leider! zu viel Uebel gibt, welche die Menschheit drücken und Klagen erpressen können — Aber, daß diese Klagen nicht so oft in Elegien zerfließen, daß eine so allgemeine und philosophische Elegie so ungebraucht ist — woher mag dies kommen? Wenn ich recht rathe, so bestimme ich zugleich diese Art der Elegien besser, oder vielmehr, ich schränke sie ein! Zuerst: Betrachtungen über das Glend des ganzen menschlichen Zustandes gränzen zu sehr in das Gebiet des philosophischen Gedichts, um bloß Elegie zu werden. Das Glend des ganzen menschlichen Geschlechts liegt bloß im Einzelnen vor uns: klagen wir über diese einzelnen Fußtapsen: so ist's nicht mehr die Elegie über das allgemeine Glend, die der Verfasser vorzeichnet. Soll diese letztere wirklich werden, so ist's beinahe unmöglich, „zu klagen, ohne daß man untersucht, wo die Ursachen dazu liegen.“ Der allgemeine Gegenstand kann nicht anders in unsrer Seele lebendig werden, als durch ein abgezogenes Bild. Dieses kann sich uns nicht ganz darstellen, ohne daß die Ursachen gleichsam die einzelnen Züge vereinigen — und so wird ein philosophisches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegisch wird, (wie in vielen Stücken unsrer philosophischen Dichter,) aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieser dem Gegenstande nach fremde ist. Und er ist's auch zweitens nach der Wirkung, die der Gegenstand auf uns macht. Ich setze zum Voraus

len; so müssen wir eine besondere Neigung für dieselbe haben: sie betreffen alsdann entweder unser

---

daß er unsern Empfindungen nahe genug liege, denn sonst kann die Poesie bildervoll und tiefsinnig, aber ganz und gar nicht elegisch werden. Ich nehme an, daß er in dem Gesichtspunkte betrachtet werde; daß er uns interessirt; daß er auf unser Herz wirkt:— was wird geschehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menschheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragisches Selbstgespräch, als Elegie werden: so sind die rührenden Selbstgespräche Hamlets, die nicht eigentlich voll Leidenschaft, sondern als Ausbrüche einer düstern Laune zu betrachten sind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. s. w. die das Selbstgespräch, da ihm der Geist erschien, und welches mit dem Denkwort: remember thee, so launisch spielt: der rührende Kampf mit sich, ob er seyn oder nicht seyn soll, und das darauf folgende Gespräch mit der Ophelia, seine Unzufriedenheit mit sich, bei Gelegenheit des Fortimbras, seine vertrauten Unterredungen mit Horatio, seine Betrachtungen über die Hirnschädel am Grabe, kurz, seine misanthropischen Gesinnungen, die er lebend und sterbend äußert, herlesen: sie sind über den Zustand der Menschheit; sie sind nicht Satyre, wenn ich das Gespräch mit der Ophelia ausnehme: sie sind nicht schlagende Donner der Ode: sondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn solche Klagen über das Allgemeine müssen doch durch

Vaterland, oder unsere Geburtsstadt, oder das Land  
unserer Vorfahren, oder sonst ein Volk, für welches

einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da er-  
heben sie sich immer eher zu einem Tone, der un-  
zufrieden mit sich, oder der Welt, jezt  
mit seinem Selbst, und jezt mit dem Schicksal ha-  
dert. Oder wem das Verderben, und die  
Sünde als Mutter des Elends erscheint,  
(denn wer kann die eine sehen, ohne Widerwillen  
an die andere zu denken): so wirft sich der klagen-  
de Dichter, der jezt die Geißel des Satyrs verach-  
tet, auf diese Furie mit dem Grimme der schäu-  
menden Pythiße. Er sieht die Erde rings um sich  
als ein weites Grabmal, entweicht, von Verbrechen  
rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von  
einer giftigen schwarzen Atmosphäre umflossen, ein  
großer Garten voll Unkraut, und giftiger vielklau-  
richten Plagethiere, die unter demselben kriechen,  
eine Einöde, wo die Sonne, wie Apoll unter den  
Griechen, mit jedem feurigen Strahle einen Pfeil  
des Verderbens sendet, wo das Geschrei der Laster  
die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht,  
daß sie treffen — Bei diesem Elende wirft der  
Dichter seine thränende sanftwimmernde Leyer weg,  
sein Helikon wird ein Ebal des Fluchs: seine Klä-  
gen werden so schwere Lieder, wie die Laster der  
prophetischen Weissagungen im alten Testament,  
wie die Klagen Youngs an verschiedenen Orten, wie  
die Strafoden, z. E. das Ende der dritten Hora-  
zischen: *audax omnia perpeti u. s. w.* — Kurz!  
die Aussicht über das allgemeine Elend ist ent-

wir besonders eingenommen sind. Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet, die Wuth der Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt; Länder, wo die Musen sonst gewohnt haben, durch Barbarei entheiligt sind: so können dergleichen Empfindungen entstehen; nur muß die Zeit den Bildern ihre allzu große Lebhaftigkeit geraubt haben: die schwarzen Formen müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwischen stellen könnte. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat, sieht in den ersten Tagen nichts vor

---

weder zu kalt, um Elegien zu weinen; oder sie wird von einem Glende erzeugt und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als elegisch seyn, der von mir Klagen über das allgemeine Glend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt, daß ich ein Mensch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher ist diese Elegie selten; aber nicht unmöglich wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt; noch auch meine Betrachtung stoische Aussicht ist, und dieser Standpunkt ist — das Unglück Anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebohrnen, und an dem Sarge eines Junggestorbnen eine Elegie angestimmt werden, wie ohngefähr das Geburtslied und Grablied unsers Kleist's ist: so kann vor dem Anblicke eines Hospitals voll Armer und Abgelebter, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken zc. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menschlichkeit sind.

sich, als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Trost, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen, die vergangen sind, Feinde, die sich freuen, und ist betäubt, ohne Sprache, ohne Thränen: — so bald sie sich erst wieder erinnert, wie viel Wiß ihr Kind schon gezeigt habe, was für lebhaftere Antworten es gegeben, wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeigt: so löset sich der Schmerz in Thränen auf: die Empfindung wird vermischt und zur Elegie weich genug. \*) Zu dieser Gattung gehört der

---

\*) Von der Elegie über die Schicksale einer besondern Gesellschaft gelten beinahe die vorigen Einschränkungen, damit sie weder prachtrolle aber empfindungslose Malereien, noch Ausrufe eines patriotischen Enthusiasmus werden. Von dem ersten sieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Landes leider! nur zu oft Spuren: so daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die letzte Zornschale anzusehen hat, wenn nachher Apoll elende Dichter erweckt, die unser Schrecken und Behmuth in Ekel zu verwandeln wissen, oder uns durch ihre Schilderungen, statt eine elegische Thräne abzulocken, einen sanften Schlummer zutropfeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlags, (wie Sancho Pansa sich ausdrückt) über unser Antlitz leise und tröstlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr sehen. — Auf der andern Seite stehen die begeisterten Oden über öffentliche Trauersfälle von Patrioten gesungen: sie mögen strafen oder lehren. So hat vielleicht Alcäus gesungen: so singt Horaz zum römischen Volk

137ste Psalm in dem Kirchenliede: „An Was-  
serflüssen Babels,“ den auch der Aufse-  
her nach Sidneys Uebersetzung gegeben hat. Die  
Klagelieder Jeremia werden ohne mein Er-  
innern hieher gerechnet werden.

Die besondern Stände unter den Menschen kön-  
nen auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben; be-  
sonders denjenigen, welchen eine Art von Ungerech-  
tigkeit von den Gegenseitigen wiederfährt. Die Elegie  
auf dem Gottesacker in einem Dorfe,  
welche Dodsley in London bekannt gemacht hat,\*)

---

über das Verderben Roms, in der sechsten  
Ode des dritten Buchs, die uns Hagedorn über-  
setzt, und insonderheit in der prächtigen siebenten  
und sechzehnten Epode: so sind Uz Den an  
Deutschland, die dritte, neunte und vierzehn-  
te in der neuen Ausgabe der Rlozischen Gedichte,  
und wie mich dünkt, ganze Bücher von den Ge-  
dichten mittlerer Lateinischer Dichter. Die Elegie  
steht mitten inne, und die Klagelieder Jere-  
mia und andere Stücke der Propheten sind in die-  
ser Gattung die besten Beispiele, die ich kenne.

\*) Ich glaube, sie in einem Theile der Erweite-  
rungen übersetzt gelesen zu haben; allein wie  
weit stärkern Eindruck empfand ich, da ich sie in  
den Dodsleyischen Sammlungen an der Sei-  
te eines Freundes las, der mit mir die stille Stär-  
ke im Ausdrucke des Originals empfand! Vielleicht  
werden viele mit mir wünschen, daß ein Ebert  
oder Meinhard aus diesen Sammlungen einige  
der vortrefflichsten Gedichte uns mittheilte, unter

ist hierin ein Meisterstück. Dieses Dichters Empfindungen entstehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Posten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um sich würde verbreitet haben, auf diesem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dies Muster in Gedanken habe; so will ich soaleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mitnehmen.

Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden, darin der einsame Vogel der Nacht aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läßt, sind für ihn am bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande \*) seyn, ob ich gleich ge-

---

denen mir jetzt vorzüglich einige schöne Stücke von Dyer im Andenken schweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geschmacks nicht bekannt gemacht haben.

\*) Mir fällt hiebei einer der besten Gellertschen Briefe ein, der seine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählt. — Ich glaube, daß eben so Zeit, Ort und Umstände dem Leser der Elegien nicht ganz einerlei sind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmtem Ton der Seele gelesen, als in einigen Sommernächten, unter einem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchen, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hau-

Sehe, daß zu der von dem Engländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwähnt werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Kreuzgänge, wo Eloise ihre Briefe geschrieben: Ufer, wo ein Strom traurig dahinträucht: (wo der Israelitische Dichter seine Elegie verfertiget,) Wälder\*), Felsen, wo die Aussicht und Stille in

---

che der Nacht befehlet, Schauer in die Seele rauschten, und aus den etwas entfernten Trümmern eines sinkenden ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten gothischen Kirchthume die philosophische Cule ihre hohlen Accente mandmal darunter stieß — Alsdann findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabrausen und ruhen, und die Seele wird stille, wie eine stille See in der Sommernacht, und hört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern der Todten, und prägt sie in ihr Innerstes.

\*) Wem fällt hier nicht jener Hallersche Eingang zu seinem Gedichte über die Ewigkeit ein, wo er uns in dunkle Wälder, an rauschende Flüsse, in ein einsames Gehölz, in hohle Felsen führt, plötzlich den Schatten seines Freundes vor unsern verwirrten Blick stellet, seine letzten Worte und das unbekanntete Gebiet der Ewigkeit in unsre Seele leitet — und jetzt in dieser ehrwürdigen Fassung unsern Geist erwischt. Dies ist das Kunststück, das der Genfische Bürger vorzüglich gebraucht, um seine Lehren einzudrücken, und der gute Savonsche Vikar

der Seele die Vorstellung der Gefahr und das Bewußtseyn der Sicherheit wechselweise hervorbringen, meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer \*) kann aber auch dazu dienen; besonders wenn noch äußere Dinge dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde\*\*), zitternde Fenster, eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik\*\*\*). —

---

würde seinen Schüler oft Zähnen gemacht haben, wenn nicht ihre Situation so lebhaft vorbereitete.

\*) Nur nicht die einsame Stube eines Poeten, drey Treppen hoch, unter dem offenen Dach, bei zerschlagenen Fensterscheiben, wo Schnee und Kälte durchweht, weil hier so viel satyrische Nebenzüge sich aus den Dichtern und wüthigen Köpfen mit in unsere Seele stehlen. — Indessen hat der Verfasser des Drama: das Gemählde der Dürftigkeit sich einiger dieser Züge glücklich zu bedienen gewußt.

\*\*) Das Klopstockische Stück im nordischen Aufseher (Th. 2. St. 94.), das seine Empfindungen aus einigen rührenden Naturscenen nimmt, drängt sich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf diese Nuancen Acht hat und etwas anders sucht, als Malereien oder Non-sens von geistlichen Empfindungen.

\*\*\*) Die brittischen Trauerspiele haben sich solcher äußern Mittel der Rührung sehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung

Ja, wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen: so kann die Seele auch in der größten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten, alle diese äußeren Sachen so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken, als süße Melancholie, in der Seele entstehen würde. So würde es widersinnig seyn, wenn jemand an einem Ort, wo er sich wirklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdann von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen,\*)

---

zum Bericht im Kaufmann von London und dergleichen beifallen. In den Trauerspielen des Rowe soll dieses Neußere den Mangel des Innern rührenden ersetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erbsers durch solche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht ist solchen frühen Eindrücken zuzuschreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrschende Meynung gefunden, daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her, dieser Tag traure, der Himmel meistens voll dunkler Wolken sey, und in den Sterbestunden gegen Abend eine Stille zu herrschen pflege, die diesem Tag den Namen: stiller Freitag gegeben. —

\*) Warum leiden sie Abänderungen? weil der Verfasser in der Parenthese von Zeit, Ort und Umständen sich von dem Elegischklagenden auf das

wenn die vermischten Empfindungen aus der Betrachtung unsres eignen Zustandes\*) entstehen. Natürliches oder von der Einbildung geschaffenes Unglück kann alsdann in der Elegie angetroffen

---

Schreckhaftführende zu weit eingelassen. So sehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. s. w. in einander zusammen fließen: so muß doch in der Elegie das sanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrschende Ton seyn. Indessen als Vorbereitung und Nebensache betrachtet, hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfasser auf seinem Spaziergange unbekümmert nachgeschlichen.

- \*) Dies ist die Residenz der Elegie und alles vorige wird bloß dadurch das Gebiet der Elegie, so fern es sich unserm Selbst nähert, so fern wir Antheil daran nehmen. Fehlt diese Beziehung auf uns selbst: so kann die Elegie ein schönes Exercitium stili werden; aber nie ein Meisterstück. Und hat man nicht Elegien genug, die offenbar in fremden Namen sind? — Du darfst nicht rathen mein Leser! siehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht: ein Dichter, der in mehr als einer Absicht mit der Poesie gespielt hat. Betrachte diese Heroïden als rührende Situationen: so sind sie eine dramatische Uebung, die für junge Dichter nützlich seyn können; aber höher stelle sie nicht als unter Uebungen, denn sie borgen fremde Situationen und lehren im Ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungesehene Charaktere. Sie rauben also der Dichtkunst alle ihre Würde, eine Dollmetscherin unsrer selbst zu seyn, wie sie es bei den Alten war, und verpackten unsre Talente

werden. Mitleiden mit uns selbst oder mit einem andern kann darin herrschen. Es würde überflüssig seyn, alle verschiedene Fälle aus einander zu setzen. Die verliebten Klagen \*) gehören zu dieser Gattung,

---

in fremde Zeiten, Umstände und Personen. Dadurch gewöhnet man sich an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft, und sich übt, von beiden Seiten Nadeln durch ein Nadelohr zu werfen. Wird aber sogar dieser Geschmack an Heroïden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit: so verfällt man auf unwichtige Situationen, auf spielenden Witz, und zeichnet aus fernem Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation Charaktere, die von Herzen schief, und nach aller Kunst albern sind. Sollte man dies nicht von der jetzt in Frankreich herrschenden Mode sagen, wo man schon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Procris und Procris an Philomele u. s. w. hat, und nächstens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird schreiben lassen. Daß viele unter ihnen nicht schöne Stellen haben, wer wollte das läugnen, der z. E. Dorats Poesie kennet; aber daß alle seine Nachahmer schön, daß dieses Feld einer Hauptbeschäftigung würdig sey, daß das Gedichte dieser Art vorzüglich nutzbar sey, wer wollte das behaupten!

\*) Woher sind diese so allgemein für den einzigen Gegenstand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, so möchten drei Ursachen seyn. Zuerst die lieben M.

und fast scheint es, daß außer diesen und dem Todesfällen die Meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen \*). Ich will nur noch dieses anmerken.

---

ten, z. E. Ovid, Tibull und Propertz haben sich meistens in diese Gattung eingeschränket, und ihr Beispiel hat meistens Regel abgeben müssen. — Ferner die verliebte Empfindung ist der Elegie am paßlichsten; das stille Feuer in ihr, das selten stürmende Leidenschaft wird, aber desto mehr durch die Glieder schleicht: wie die Sappho in ihrem zweiten *συνα* aus Erfahrung singet, und Kleist seine Phillis am Damon singen läßt; diese stille Glut erhält sich am besten in dem Maasse, das die Elegie fodert. Drittens ist auch kein Misvergnügen uns so angenehm, als die verliebte Trourigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verlust bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindschaft, ein andres Schrecken bis zum Entsetzlichen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht: so unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit: der verliebte Verlust macht uns nicht untröstlich: der verliebte Zorn ist ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe, der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu sprechen, und die Hand zu schreiben frei: der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt diese bitter-süße Empfindung in jene hinkende Verse aus, die halb sich, halb den andern rechtfertigt, hasset, liebet und ergötzet.

\*) Hier kommen die Elegien über Thiere, oder leblose Sachen, die uns lieb gewesen, zu stehen: Ca-

Auch ohne das Zuthun äußerer Zufälle kann jeder zuweilen in die Gemüthsverfassung, etwa bei einem einsamen Spaziergange gesetzt werden, daß er sein ganzes Leben zusammenrechnet, das Gute und Böse darin überdenket, und sich denen daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte, die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr weder die bittere Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe Seufzer der Angst entrisfen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen, so mögen sie so milde fließen, und wenn Seufzer gehört werden,

---

tull's Liedchen auf den Tod seines Sperlings, und Gleims sterbende Nachtigall, der Mad. Karschin Klagen über einen Canarienvogel u. s. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homers mit ihren Pferden sprechen, und diese über den Tod ihrer Herren, „erstarrt stehen, wie ein Leichenstein über dem Grabe eines verstorbenen Menschen, „die, da sie die Häupter sinken lassen, und heiße „Thränen fließen ihnen unter Seufzern über die „Wangen zur Erde nieder: und die schöne Mähne sinkt aus den Locken herab, und wälzt sich im „Staub:“ Ich sage, ob diese Zeit, da sich Thiere und Menschen noch mehr kannten und verstanden und liebten, ziemlich vorbei ist: so dürfte doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher seyn, als manches stattliche Trauergedicht auf einen Tost: ich nehme an, daß jenes und dieses nicht Satyre ist.

so mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

Die Gedanken nun selbst müssen der Würde der Empfindungen angemessen\*) seyn. Es wird dabei ein Geist vorausgesetzt, der sich weder durch den Verlust eines schlechten Gutes dahin reißen läßt, noch auch jedem Verluste frisch widersteht. Folglich werden die erhabnen Gedanken\*\*) aus der Elegie weg-

---

\*) Oder vielmehr der Weisheit der Empfindungen. Hierzu gehört daß er sich ganz mit seinem Gegenstande beschäftige, doch so, daß ich ihn nicht mit einem feurigen unverwandten Blicke ansehe, wie in der Ode, sondern mit einem nassen thränenden Auge, das auf seine verschiedne Seiten irret, und die genosnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten suchenden Blicken durchwandert. — Hierzu gehört zweitens, daß er den Gegenstand nie anders als in Beziehung auf sich, betrachtet: dies ist insonderheit das Zeichen der wahren Empfindung; dies rührt, und ist statt aller beobachteten Regeln.

\*\*) Wohl kann sich unter die reichen Empfindungen hin und wieder ein Gedanke mischen, in dem eine starke Empfindung eingehüllet liegt. Nichts aber ist der Elegie so entgegen, als der geschraubte Wig. Eine von Thränen erschlaffte Saite tönt nicht hell, und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung sehr treffend mit einem Saitenspiel vergleichen kann: so merke ich hier an, daß wie eine Saite bloß mit einer gleichgestimmten harmonisch tönet: so fodert das Wimmern der Elegie gleichsam einen Leser von glei-

bleiben. Da die Seele ferner in einer Art von Erschlaffung ist: so ist ein geschärfter Witz, das Epigrammatische, das allzuweithergesuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichen, kleine Geschichten, Fabeln darin ihren Platz. Denn die Einbildungskraft ist bei einem solchen Zustande der Seele fast allein beschäftigt \*). Sie sucht also alle verge-

---

chem Ton der Seele. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele eben so unmöglich und selten sind, als völlig gleiche Gestalten des Gesichts: — welche eigne Dreustigkeit gehört dazu, das ganze Publikum für einen Abdruck seiner Seele anzusehen und jedem Fremden den sympathetischen Zug zuzutrauen, ohne den unsre Klagen ihm langweilig, ekelhaft, oder lächerlich werden können. Wenn man es bedenkt: daß wir zwar im Denken uns einander so ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verschieden sind: so muß ich dem Troste jenes Autors fast recht geben, der zu sich sagte: „ich bin mein „eigner, einziger und bester Leser!“

- \*) Ich kann hierin die Elegie nicht besser als mit einem Traume vergleichen: diese Vergleichung sagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeistreichet, ist in einem heiligen Schleyer halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgesichte zu seyn pflegt: sie ist an sich verbunden, so wie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band ist nicht so regelmäßig und sichtbar, als im Wachen: dazu kommt, daß in der Elegie, so wie im Traume, Einbildungskraft und Gegenwart zusammenge-
- mischt

vergesellschaftete Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfindung übereinstimmen, um entweder sich dadurch zu trösten oder noch mehr zu betrüben. \*) Sie bleibt öfters bei einem einzigen Gedanken stehen und wiederholt ihn; ja macht unmittelbar die Anwendung auf sich. Daher kommt die Wiederholung einerlei Worte am Ende des vorhergehenden, und im Anfange des folgenden Verses, welche die Elegiendichter öfters so glücklich anbringen. \*\*)

---

mischt wird: und hieher gehört jetzt die vorige Einschaltung mit, wie viel Macht, Zeit, Ort und Umstände in die Elegie sich eindringen, nicht bloß Gedanken nähren, sondern auch erzeugen, die sich alsdann unter die andern hinstellen, anschließen, und gleichsam elegisch werden.

\*) So wie jede Leidenschaft sich der ganzen Welt mittheilen will: so sucht auch die Betrübniß überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes: sie will sich nicht widersprechen lassen, und tröstet sich, wenn man ihr Recht giebt.

\*\*) So bald diese Wiederholungen regelmäßig, und bei diesem Regelmäßig noch dazu schleppend, eintönig und leer werden: so ermüden sie, wie z. E. die Elegie *Daphnis* und *Daphne* in der Sammlung verm. Sch. — So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet sich auf ein Wort, das sie wiederholt, und sich recht vor's Auge stellet: hierin ist sonst Klopstock sehr glücklich, nur in dem Trauergesange Davids um *Sonathan*, den zwei Sängern seinem *Salomo* singen, und wie ich glaube, in seiner neuern Elegie:

Herders Werke z. schön. Lit. u. Kunst, II. X Fragmente.

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen, \*) allzuhäufige O und Ach und Weh! Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzens tödten die Elegie. Die erstern erwecken Gelächter; die andern sind entweder Zeichen einer allzuhäftigen Traurigkeit, oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung; die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern sind entweder verdächtig oder überflüssig. Die Traurigkeit muß sich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen. Vor allen Dingen muß der elegische Dichter die kleinsten Umstände, \*\*) die mit seinem Gegenstande verwandt gewesen, sammeln und anführen. Dieses zeigt, daß seine Einbildungskraft ganz damit angefüllt sey, und nicht das geringste habe verloren gehen lassen.

---

Rothschild's Gräber sind einige Versezungen zu gezwungen, einige Wiederholungen zu todt, und manches O und Ach! ein Asteriscus, der da sagt: hier ist zu gähnen!

\*) Wenn jener Elegiensänger dem, der nicht mit ihm weint, den Cypressenstrauch ins Gesicht werfen will: so muß man sich vor ihm hüten, weil wenn unsre Augen sich thränend schließen, und unsre Thränen ihm nicht Kugelrund genug sind, wir nicht vor einem Wurf sicher seyn möchten.

\*\*) Man erinnere sich hier an das Lied unter Ean- gens Gedichten, da alles ein Zeuge vom Verluste wird, und jeder Umstand das Bild des Freundes zurückbringt.

Der Ausdruck wird so wenig als möglich prächtig seyn dürfen. Reinlich und auch zierlich — sine squalore, aber auch auro absque ac gemmis. Je natürlicher diese Empfindung ist, je weniger sind die Worte gesucht. Ich will eine kleine Englische Elegie herlesen, die ich irgendwo in Musik gesetzt gesehen habe: es ist die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, o, tell me why  
Tears are starting from my eye;  
When each night from You I part  
Why the sigh, that rends my heart?  
Gentle Youth, o, tell me true,  
Is it then the same with you?

Die Naivetät, welche hier herrscht, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählt; und glücklich! — Wenn nur das Aeußerste auf beiden Seiten vermischt wäre: so wird die Verschiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

Die verliebten Elegien \*) sind für die wenigsten

---

\*) Eins der schönsten Klaggedichte in dieser Art ist das Gleimische: Mich, o Doris, willst du hassen &c. Uebrigens gefällt es mir, daß der Kunstrichter die Elegie in kein eigensinniges Sylbenmaaß einferkelt: es kann elegische Oden in vielerlei Sylbenmaaß, elegische Eklogen u. s. w. geben, nur wenn einige das förmliche elegische Sylbenmaaß erwählt: so ist der Pentameter, der freilich zu elegischen Wiederholungen gebildet zu seyn

Leser. Wenn es ein Dritter schon überdrüssig wird, dem Gespräche zweier Verliebten zuzuhören: was für eine Dreustigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publikum in die Gesellschaft zu bringen? Ueberhaupt sind die Elegien eben nicht die Gedichte, die man zu allen Zeiten lesen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter auch daran dächten. \*)

## 4.

## Von der Horazischen Satyre.

Noch immer ist an mir die Keihe, die Hand auf den Mund zu legen, und zu schweigen. Unserm Rabner habe ich es immer anzusehen geglaubt, daß er aus Swifts Schule der Erste seiner Zöglinge sey: hier ist ein Schriftsteller, der uns in seinen Satyren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfasser, der *Mores Eruditorum*, *Genius seculi*, *Ridicula* etc. geliefert. Ich urtheile nicht: sondern schreibe ab: \*\*)

„Es ist eben nichts neues, daß man den *Juvenal* vom *Horaz* unterscheidet, daß man des

scheint, mir immer im Deutschen noch sehr hart und gezwungen vorgekommen. —

\*) Wenn einigen meine Anmerkungen langweilig gewesen, so denke man daran, daß ich über die Elegie commentirt. — Elegische Noten, die sich nicht zu aller Zeit lesen lassen.

\*\*) Lit. Br. Th. 9. p. 82.

„lestern ridendo verum dicere; seine schalkhafte  
„Verziehung des Mundes, seine vielbedeutende  
„Miene, von den geißelnden Streichen des erstern,  
„von seinem entflammten Gesichte, und von seinem  
„zornigen Auge unterscheidet. Aber was macht denn  
„diesen Unterschied? — Die alte Komödie brachte  
„die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren  
„Namen unverändert, auf die Bühne; dies ist Ju-  
„venal, wenn man noch dazu setzt, daß er seine  
„Mitbürger nicht bloß von der lächerlichen, sondern  
„auch von der lasterhaften Seite, und von dieser  
„öfter, als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz  
„dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm  
„die Maske ab, wenn auch sein Gesicht darüber  
„blutrünstig werden sollte, und giebt ihm nur einen  
„andern Namen; aber niemand läßt sich betrügen.  
„Der ist es, ruft man, nach dem Leben! — Zu  
„dieser Satyre gehört so viel Anlage nicht! Man  
„darf nur aufmerksam seyn, auf das, was um uns  
„vorgehet. Wenn sie gut werden soll: so muß ich  
„merken, daß der Mann vom Herzen weg redet,  
„und daß er bei allem Eifer, den er hatte, doch  
„Beurtheilungskraft genug besessen hat, mir unter  
„den verschiedenen Originalen nur die wichtigsten und  
„an diesen nur das Merkwürdigste zu schildern.

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst auf  
„das, wovon sie bei sich empfinden, daß sie es viel-  
„leicht erreichen könnten. Allein, weil es doch eine  
„gefährliche Sache ist, Narren und Bösewichter  
„kenntlich zu schildern: so vermeiden sie diese Ge-  
„fahr, und machen, daß das ganze Stück nichts  
„taugt. Sie mahlen uns platte Charaktere, die ekel-

„haft sind, und an denen man weder genaue Zeich-  
 „nung, noch das lebhaft Colorit eines Juvenals  
 „findet. Beispiele davon können uns in unsern un-  
 „zählbaren Wochenschriften nicht mangeln. — Unter  
 „den Franzosen ist vielleicht der einzige La Bruye-  
 „re, der den Ausweg eines Genies gefunden hat.  
 „Er hat seine Zeichnungen übertrieben, um sie nicht  
 „kennlich zu machen. Aber für seine Zeitgenossen  
 „waren doch die Züge nicht verstellt, und für uns  
 „haben seine Farben noch nichts von ihrer Lebhaf-  
 „tigkeit verloren.

„Die Horazische Methode hingegen, eine  
 „Satyre zu schreiben! ich wollte wohl behaupten,  
 „daß man mit dem Talent dazu müßte geboren  
 „seyn. Vielleicht ist dieses ein Grund, warum der  
 „satyrische Dichter auf dem Parnas auch seine Stelle  
 „hat. Denn jene von der ersten Art sind, dünkt  
 „mir, in nichts von dem prosaischen Schriftsteller  
 „unterschieden. — Dies Talent ist nichts anders,  
 „als die Naivetät, mit welcher der Dichter an  
 „sich auf eine lebhafte Art zeigt, was er an andern  
 „lächerlich gefunden hat, und es an seinem eignen  
 „sonst einfachen Charakter besonders auszeichnet.  
 „Oder auch: er weist auf etwas, was lächerlich ist,  
 „aber ohne daß er es als ein solches zu kennen  
 „scheint — und eben weil es diesen sonst so simpeln  
 „Mann befremdet: so werden die übrigen jetzt auf-  
 „merksam, und entdecken das Lächerliche. Nicht daß  
 „der Dichter gar niemals seine satyrische Geißel mit  
 „sich führte: auch Horaz, wenn er aufgebracht ist,  
 „gibt seinem ineptus Fannius etwa einmal einen  
 „Hieb, und läßt ihn

Discipulorum inter plorare cathedras.

„Aber es geschieht selten. Der satyrische Dichter ist  
 „seinem Temperament nach cupidus pacis, und  
 „dies macht ihn eben zu dieser Naivetät geschickt.  
 „Keine starke Leidenschaft, welche tobend ist, wohnt  
 „in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken,  
 „oder eine naive Handlung vornehmen soll. La Fon-  
 „taine und Gellert haben nur dies satyrische  
 „Talent, und ich vermüthe sogar, daß sie durch das-  
 „selbe zu der Erzählungsart in ihren Fabeln sind ge-  
 „bracht worden, die ihnen beliebt hat. Fast allein  
 „ihre Ausschweifungen, durch welche sie von der Ae-  
 „sopischen Kürze abweichen, und die unsre einfältige  
 „Nachahmerheerde für bloße Ausschmückungen der  
 „Erzählung gehalten hat, sind satyrische Züge, die  
 „dem Dichter entwischen, und eben deswegen so sehr  
 „gefallen, weil er sich so blöde und unerfahren an-  
 „stellt. Ein Mann, der so unschuldig ist, wie könnte  
 „der mir Schaden thun, wenn er mir auch die  
 „Wahrheit saget? Er sagt sie in seiner Unschuld.  
 „Dies ist der Grund der mannigfaltigen Erdichtun-  
 „gen, in welche ein gutes Genie seine Satyren ein-  
 „kleidet. Es muß sich Situationen erfinden, in wel-  
 „chen es diese Naivetät am besten zeigen kann. — —

„Die Mores Eruditorum und Genius se-  
 „culi \*) zeigen auch diese Mannigfaltigkeit in Erfin-  
 „dungen, den feinen Spott, der aus der Unschuld  
 „des Herzens zu kommen scheint; aber auch eine  
 „Art von Einschränkung auf eine gewisse Gattung  
 „von Gelehrten. — Indessen giebt ihnen das Latei-

---

\*) Lit. Br. Th. 10. p. 197.

„nische Kleid eine Neuigkeit, in der sie sich uns  
 „zum Vergnügen darstellen. Was mag wohl die  
 „Ursache davon seyn? Liegt es an dem Gedrängten  
 „der Lateinischen Wendungen, an den Ausdrücken,  
 „die uns durch das Natürliche, und durch einige  
 „ihnen anklebende Nebenbegriffe anreizen; oder ent-  
 „springt dieses Angenehme aus dem Vergnügen, das  
 „wir über die glückliche Mittheilung der Gedanken  
 „unser's Verfassers in der Sprache der Römer haben?  
 „Ein Schriftsteller, der dieses ungezwungen erreicht,  
 „läßt uns gleichsam einen Zeitgenossen des Tullius  
 „hören, der sich über unsre Sitten in seiner Spra-  
 „che ausdrückt.“

\* \* \*

Ich unterschreibe im Ganzen das Bild, das man von Juvenal, Horaz und unserm Klok mahlt: ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affectiren zu wollen, muß ich doch folgendes fragweise dazu setzen, weil ich mir selbst nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie, mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei seyn? Ich meyne nicht das Belachenswerthe, was beide schildern, denn da versteht es sich von selbst, daß dies mit den Sitten und Zeiten sich ganz verändert haben muß: sondern nur das Lächerliche, wie beide es schildern? Ich will nicht an den Unterschied denken, den schon die lehrende Satyre, und ein pöbelhaftes Drama fodert: sondern ich rede von dem charakteristischen Tone beider, un-

abhängig von der äußern Einkleidung, bloß an sich gegen einander gesetzt.

Sollte Juvenal Sitten dergestalt in seine Satyre bringen, daß bloß die Namen verändert sind: so daß nur Aufmerksamkeit auf das menschliche Leben, ein Eifer, der vom Herzen weg spricht, und Beurtheilungskraft, das Wichtigste und Merkwürdigste zu schildern, die Talente zur Juvenalschen Satyre wären?

Wäre Juvenals Charakter, daß er Narren und Bösewichter kenntlich schildert; und er würde nicht bei diesem Kenntlichen ein Pasquillant? Sollte er von den schlechten Charakterschmierern unserer Wochenblätter bloß durch Genauigkeit und Colorit unterschieden seyn? Eine Satyre, die das Kenntliche, das Genauere zu ihrem Hauptzuge hat, verdient die den Rang, den doch Juvenal mit Recht fodert?

„Die Horazische Methode in der Satyre — mit „dem Talente muß man gebohren seyn!“ Muß denn das Juvenalsche Talent nicht angebohren seyn? — Sobald man das kindische Vorurtheil ablegt, die Einkleidung sey das Bornehmste in der Satyre, so kömmt Juvenal an Genie zur Satyre immer über Horaz.

„Juvenal ist ein prosaischer Schriftsteller, „und Horaz hat seine Stelle auf dem Parnas, „weil er mit dem Talente zur Satyre gebohren worden.“ Dürfte ich nicht hingegen sagen: Horaz ist in seinen Satyren ein prosaischer Schriftsteller, weil er vorzüglich als Dichter zur Dde gebohren ist. Juvenal ist nach seiner Kühnheit, seinem Feuer,

seinem Colorit, und selbst seinem Sylbenmaße nach, ungleich mehr Dichter. \*)

Wäre La Bruyere unter allen Franzosen der einzige, der den Ausweg eines Genies gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzosen, die in der Zeichnung des Lächerlichen auf so viel Schriftsteller stolz seyn<sup>e</sup> können, von denen jeder eine eigene Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierin, und hierin allein, Originale vor den Alten und Neuern sind? — Und hier wäre La Bruyere das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenalschen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigsten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei diesen Fragen weh! Was muß ein Franzose denken, wenn er dies liest?

---

\*) Denn „keine starke Leidenschaft wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken soll,“ heißt es auf der folgenden Seite, und Th. 18. p. 119. heißt es gar: „Horaz muß den Mißstand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn gerade in seinen Satyren so nachlässig bearbeitet, daß man glauben sollte, er habe es mit Vorsatz gethan, um ihn dadurch seinem Inhalt mehr zu nähern, und ihn mit dem Tone seiner Materie übereinstimmiger zu machen.“ — Dieser Ton ist naive Prose, und eben wegen dieser naiven Prose soll Horaz ein größerer Dichter seyn, als andere, die feuriger schildern? —

Dürfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert wichtig seyn? Wer zweifelt daran, daß ihre Ausschweifungen satyrisch sind? Und folgt hieraus, daß sie in einer Aesopischen Fabel etwas mehr als Ausschmückungen sind, „daß für sie die einfältige Nachahmerherde gehalten hat?“ Hat den La Fontaine seine lustige Schwaghastigkeit für etwas anders ausgegeben, als für Ausschmückung? Ja blos für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann? Dürfte Klog, wenigstens in einigen spätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Borne des Juvenals, der Horazischen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigener läßt. Ich sage dies nicht, um ihn zu tadeln: denn freilich, zu unsrer Zeit, muß man oft sagen, nicht blos aus Juvenal, sondern auch mit seinem eifernden Tone: *difficile est, satyram non scribere!* — Und in den meisten Stücken geben wir der Klogischen Freimüthigkeit unser geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann, wie er, der das Mark der Lateinischen Denkart und Sprache, insonderheit der Horazischen Laune, in sich gesogen, der durch seine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen die in Deutschland so seltenen Lateinischen Musen bekannter und nuzender zu machen sucht: sein Name beschließe diese Fragmente von Lateinischen Dichtern.

## Haben wir Deutsche Ciceronen? \*)

„Erst müssen wir Beredsamkeit und Wohl-  
 „redenheit unterscheiden, und mit dem Cicero  
 „bei der erstern diejenige, welche in der Feldschlacht  
 „gegen die bloßen Schwerter anrückt, quae in acie  
 „versatur et ferro, von der absondern, die nur  
 „auf der Übungsbahn sich zeigt. Die erste man-  
 „gelt uns, und wir können keinen Redner haben,  
 „den wir mit Cicero oder Demosthenes mes-  
 „sen könnten.

„Wir haben keine politische Beredsam-  
 „keit; nicht einen Schatten davon, und können sie  
 „auch nicht haben, weil unsere Staatsverfassungen  
 „gar nicht dazu eingerichtet sind. Wo ist das Volk?  
 „wo sind die versammelten Provinzen? Wo sind die  
 „angeklagten Feldherren und Fürsten? Wo ist öf-  
 „fentliche Berathschlagung über Krieg und Frieden?  
 „In unsern Verfassungen bezahlt das Volk seine  
 „Abgaben, und wird über den Gebrauch derselben  
 „nicht gefragt; die Vornehmen werden nicht ange-  
 „klagt und vertheidigt, sondern fallen in Ungnade;  
 „und im Kabinette geschieht der Ausspruch: es soll  
 „Krieg seyn, weil wir es wollen, und Friede, weil  
 „wir nicht mehr können — und der Unterthan hört  
 „es. Nun kommt zu Haufen, ihr Demosthe-

\*) Dies ganze Fragment ist aus den Literaturbriefen,  
 Th. 13. p. 106.

„nen und Ciceronen! Nicht wahr, alles ist euch  
„fremde; — verlaßt den kleinen Markt, und lernet  
„— trockene Proceffe.

„Ich thue noch einen Schritt: die große Bered-  
„samkeit kann nirgends, als in der gerichtli-  
„chen Art zu reden angebracht werden. Das Fo-  
„rum ist das einzige Treibhaus für sie, und jeder  
„andere Boden zu kalt. Wir wollen sehen, was die  
„gerichtliche Art für Vortheile habe; ob diese Vor-  
„theile die große Beredsamkeit zuwege bringen, und  
„ob die andern Arten eben diese Vortheile verschaffen.

„Die Materien bei der gerichtlichen Art sind  
„immer neu; immer höchst wichtig, selbst nach  
„der Meynung der Zuhörer. Die Zeit zwischen  
„der Ueberlegung und dem Erfolg ist kurz. Da-  
„durch drängen sich die Gegenstände näher hinzu,  
„und werden folglich größer, sinnlicher und lebhaf-  
„ter. Die Gründe, deren sie sich bedient, sind ganz  
„aus dem Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein un-  
„endlicher Vortheil! Denn aller Scharfsinn des Red-  
„ners kann sich dabei üben: alle seine Erfindung.  
„Ferner, weil das Wahrscheinliche seine Hülfe von  
„allen kleinen Umständen zusammen sucht: so berei-  
„ten eben diese Umstände, folglich schon die Beweis-  
„gründe, die Leidenschaften zu. Denn diese Um-  
„stände liegen in den Seelen der Zuhörer, so zu  
„sagen, neben andern verwandten, die dem Zuhörer  
„zu vergleichen sind. Der Redner darf sie gleich-  
„sam nur rühren, damit Luft hineinkomme, und  
„alles fangt an zu glühen. Bläset er vollends an:  
„so ist alles eine Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig  
 „macht: so geht er sein ganzes voriges Leben durch.  
 „Wie viele Handlungen müssen darin nicht gewesen  
 „seyn, wodurch diesem oder jenem von den Zuhörern  
 „Unrecht geschehen! Diese Erinnerung giebt in der  
 „Seele dieses Mannes dem Beweise des Redners  
 „schon ein größeres Gewicht. Einen Aristides  
 „selbst würde es leicht gewesen seyn, anzuklagen,  
 „weil die Beweise seiner vorgeblichen Schuld in den  
 „Herzen der Meisten schon vom Neide vergiftet lagen.  
 „Daher kam es auch, daß die meisten großen Män-  
 „ner sich vor den Anklagen so sehr fürchten mußten.  
 „Gründe hingegen, welche auf die Gewißheit gehen,  
 „haben diese Vortheile nicht.

„Endlich die Leidenschaften. Alle kann  
 „der gerichtliche Redner im höchsten Grade erregen.  
 „Er erweicht nicht blos zum Mitleid, er rührt bis  
 „zum Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur  
 „zum Kochen, er läßt ihn auch zur Wuth ausbre-  
 „chen. Der Zuhörer wird vom Schrecken nicht nur  
 „blaß: er läuft in der Angst wie ein Unsinniger  
 „herum; kurz, er macht nicht, daß der Zuhörer an-  
 „fängt zu überlegen, sondern daß er sich auf der  
 „Stelle entschließt. In diesem Zeitpunkte steht er  
 „vor der beweglichen Menge fast wie ein Gott da,  
 „der die Herzen derselben gleich den Wasserbächen  
 „in Händen hat.

„Nun wollen wir die übrigen Redearten dage-  
 „gen halten. Wie die Menschen heut zu Tage von  
 „Homers Helden an Stärke verschieden sind: so  
 „stehen auch die bei uns üblichen Redearten von der  
 „alten gerichtlichen Art ab. Bei den panegyri-  
 „schen und akademischen Reden erhellet es

„von selbst. Was sind die letztern? Abhandlungen  
 „abstrakter Sätze. Sie können schön vorgetragen  
 „werden: aber was ist dieser Schmuck gegen die  
 „Rüstung auf das Schlachtfeld? Der Pa-  
 „negyrikus? O laß die Zeiten noch so helden-  
 „reich seyn: er ist selten anzurathen. Hundert Bio-  
 „graphen; aber höchstens einen Panegyristen. Bos-  
 „suet unter den Neuern ist wohl das größte Mu-  
 „ster hierin, (denn Gleschier ist meistens nur  
 „wohlsredend) aber einmal hat er nicht viel Lobreden  
 „geschrieben: und dann wird sie auch niemand mit  
 „den größten Reden der Alten vergleichen. Wenn  
 „diese lobten: so war das Lob niemals ihre Haupt-  
 „absicht, sondern nur ein Mittel zu derselben: den  
 „Plinius ausgenommen. Einiges Mitleid und  
 „Bewunderung sind die einzigen Rührungen, die  
 „wir dabei fühlen können; und ehe uns der Redner  
 „dazu bringt, muß er bei einer einzigen Rede fast  
 „alle seine Schätze verschwenden.

„Nun bleiben noch unsre Kanzelreden übrig.  
 „Ohne mich durch die Frage zu schützen: ob es nicht  
 „viel besser wäre, auf der Kanzel Homilien als  
 „Reden zu machen? — sey es einmal angenommen,  
 „daß wir alle Beredsamkeit dabei anwenden sollen,  
 „die in unserm Vermögen ist. Ich läugne es, daß  
 „wir dieselbe zu dem Grade der gerichtlichen erheben  
 „können. \*) — Materie, Beweise und Af=

---

\*) Und ich läugne, daß sie sich mit der gerichtlichen  
 vergleichen lasse, daß sie dabei gar nichts verlöre,  
 wenn sie ihr auch in allem folgenden nachstände:  
 eine wichtige Materie.

„fekten verweigern dem Redner ihre Hülfe, bis  
 „dahin zu steigen. Die Materien des Kanzel-  
 „redners rühren wohl selten durch ihre Neuigkeit, \*)  
 „wenigstens diejenigen gewiß nicht, die eine christliche  
 „Erziehung genossen. Zu den Zeiten der Apostel  
 „und bei Völkern, die erst bekehrt werden sollen,  
 „ist dies freilich ganz anders; daher läßt sich auch  
 „menschlicher Weise die Menge der Bekehrten in  
 „einem Tage begreifen. Allein, wie kann unter uns  
 „der Kanzelredner seine Materien neu machen? \*\*)  
 „Es bleibt ihm also nur das Interesse derselben  
 „übrig; und dies werde ich doch nicht läugnen? Nein.  
 „Ohne daß man mir es zudeklamirt, begreife ich  
 „wohl, daß die Entscheidung über unser Wohl oder  
 „Uebel auf eine Ewigkeit wichtiger sey, als die Ent-  
 „scheidung über Krieg und Frieden auf etliche Jahre.  
 „Ist sie es aber auch nach der Meynung aller  
 „Zuhörer, und zwar in dem Grade der Lebhaftig-  
 „keit, \*\*\*) welcher allein den Willen bewegen kann?

Der

\*) Nie durch eine zum voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art ist auch eben die entgegengesetzte: so viel hineinzulegen, daß die Materie neu werden muß.

\*\*) Ich könnte es dem Verfasser mit einem Worte sagen, wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dies eine Wort fodert zur Erklärung viel andre.

\*\*\*) Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken, wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann er auch erregen,

Der Redner kann es vielleicht dahinbringen, aber er  
 „muß es erst thun, wenn es für den gerichtlichen  
 „Sprecher schon gethan ist. \*) — Desto schlimmer  
 „für solche Weltkinder! — Zugestanden, und diese  
 „Weltkinder sind der größte Theil der Zuhörer. Die  
 „meisten Seelen entschließen \*\*) sich nicht eher, bis  
 „aller Zwischenraum der Zeit von dem Entschlusse  
 „bis zur Wirkung gleichsam vernichtet ist. Diese  
 „Trägheit hat sogar dem beredten Apostel einen Tri-  
 „umph entrisen. Felix und Drusilla entdeck-  
 „ten, daß sie noch wahrscheinlicher Weise Zeit hätten  
 „neue Vorsätze zu fassen, und schickten den Redner  
 „von sich. Dies liegt in der Natur der Sache selbst  
 „und keine bloß menschliche Kraft kann es bei dem  
 „undenkenden Haufen überwiegen.

„Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die Kan-  
 „zel aus den Beweisen. Die Aussprüche der heil.  
 „Schrift, so bald es klar ist, worauf sie gehen, schnei-  
 „den alle Erfindungskunst ab. Gott hat es befohlen:  
 „hier ist der ganze Beweis \*\*\*). Nur selten zeigt

\*) Eben hier trennt sich der politische vom geistlichen Redner: dieser sängt an, wo jener aufhört: keiner erreicht seinen Zweck, wenn sie beide einen Weg nehmen.

\*\*) Immer entschließen! In einen Saumel von Entschlüssen ist der Zuhörer endlich noch zu stützen; wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom Entschlusse zur That! die Klust überspringt der Kunstrichter, und sie ist die schädlichste.

\*\*\*) Diese Worte sind der schönen Abhandlung ganz und gar unwürdig: ist das predigen, wenn man seine Materie mit einer Kette biblischer Spruchstellen umflicht, und sie so aufführt? Hier verkennt der Verfasser die wahre Natur der geistlichen Beredsamkeit, und der menschlichen Seele.

„sich eine Schwierigkeit in der Anwendung auf einen  
 „besondern Fall. Das freieste Feld für den Kanzel-  
 „redner verschafft der Contrast der Handlungen mit  
 „der Ueberzeugung von den Gesetzen; und zu diesem  
 „Felde öffnet ihm das G e s c h e h e n e die Schranken.  
 „Daher sind unsre besten geistlichen Reden über der-  
 „gleichen Materien geschrieben. Bourdaloue, Mass-  
 „sillon, Mosheim — man wähle die besten  
 „ihrer Reden, und man wird mir Recht geben.

„Wie steht es nun mit den heiligen Affekten?  
 „Sie werden freilich eben so erregt, wie die übrigen,  
 „aber nicht eben so leicht, nicht eben so stark\*)  
 „Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Be-  
 „wundrung kann der Kanzelredner erregen, aber  
 „nur in einem gewissen Grade. Ja, die ersten wer-  
 „den vielmehr vermischte E m p f i n d u n g e n,  
 „und die letztere verliert sich in stille Anbetung.  
 „Steigt er über jenen Grad: so entgehen ihm die  
 „Seelen ganz aus den Händen, überlassen sich ihren  
 „ruhigen Empfindungen, und der übrige Theil seiner  
 „Rede ist verloren. Ja, je öfter einerlei Bild vorge-  
 „bracht wird: desto schwerer fällt es, die ihm zusa-  
 „gende Leidenschaft zu erwecken. Wie weit kann es  
 „also der geistliche Redner bringen? O wahrhaftig!  
 „Cicero könnte wohl vielleicht der beste Kanzelredner  
 „unter uns seyn; aber ein Cicero würde er nicht  
 „seyn. Ja, wenn Cicero unter uns wäre erzogen  
 „worden: hundert gegen eins, nach seiner herrschenden

---

\*) Wenn der politische Redner kein Akteur an Rüh-  
 rung seyn kann, so muß es der geistliche noch we-  
 niger seyn, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will:  
 — Doch alles dieses würde theologisch!

„Neigung der Eitelkeit würde er Gedichte herausge-  
 „geben haben, und ganz gewiß schlechte Gedichte.  
 „Aber die Theile in den Reden der Alten sind einer-  
 „lei mit den unsrigen gewesen, und auf einerlei Art ge-  
 „macht worden? Was kann das helfen? Es kommt  
 „auf den Gebrauch dieser Theile an. Ein Haufen  
 „macht seine Kriegsübungen so wie ein ganzes Heer.  
 „Er rückt fort, er lenkt sich, er hält zusammen, je-  
 „der Soldat handelt. Wird deswegen ein Stadt-  
 „hauptmann in einer Reichsstadt, der seine Bürger-  
 „kompagnien mustern kann, Feldherr seyn? Viel-  
 „leicht bis auf die zwei Kleinigkeiten, daß der Feld-  
 „herr ein ganzes Heer in Bewegung setzt, und gegen  
 „einen Feind in Bewegung setzt — Unsern Redner  
 „fehlt die Materie, ein solches Ganzes zu machen,  
 „und der Feind, den sie überwinden müssen. Dies  
 „ist der Unterschied zwischen der *acies* und der *pa-*  
 „*laestra* des Cicero.“

## 6.

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich suche die bisher vorgezeichnete Aussicht der  
 Literaturbriefe etwas weiter zu verfolgen. — Wenn  
 wir auf unsern Rathhäusern keine Ciceronen mehr  
 haben, da jetzt das Urtheil einer wichtigen Sache  
 nicht mehr vom Volk, und von dem Zuklatschen sei-  
 ner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines  
 Advokaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertel-

stunde oder einem muntern Einfall abhängt: sondern von Richtern, bei denen Gesetze, Prozeßformen, Rechtsgänge, oder höchstens Schmeicheleyen, die die Hand, und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urtheil bestimmen: so ist die Beredsamkeit, wie es scheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln stehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können sie nicht seyn, und darf ich dazu setzen; sie sollen es auch nicht seyn: denn sie sind am unrechten Orte. Zuerst: da das Volk, dem sie reden, nie das römische Volk ist, nie jene Quiriten von stolzem Ohr und feiner Empfindung, nie jene versammelten Curien und Centurien, der Ausschuß von den Geschlechtern Roms, sondern nach der Menge zu rechnen, eine Versammlung von gesundem gutem Verstande ist, so wie ihn die Natur gibt, eine mittlere Erziehung bildet, und den das gemeine Leben beschäftigt: so muß auch der innere Geist des Vortrags sich nie über diese Sphäre erheben. Es ist eine sehr alte Schwierigkeit, daß die Zuhörer bei keiner Versammlung getheilte und verschiedne an Geschmack und Cultur wären, als die Versammlung des Kanzelredners, und bei vielen, insonderheit jungen Rednern, hat sie den Schaden gethan, daß sie ihrem Vortrage die größte Ungleichheit gegeben: hier verliert er sich in Wolken, dort schleicht er im Staube, um, wie man sich entschuldigt, beiderlei Denkarten zu umfassen. Allein, eine mittlere Höhe, die man zu treffen sucht, ist, nicht bloß bequemer, sondern auch wirklich die einzige, und beste, und das ist der populaire, freundschaftliche und vertrauliche Ton, der sich zur feinern Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle scharfe abstrakte Ideen lieber in flie-

fende sorgsamere Bestimmungen auflöset, alle das spitzige, aufgestuhte, und concentrirte Allgemeine, das sich so oft hinter einzelne, willkührliche und wissenschaftliche Worte verbirgt, zu dem glatten, ungeschmückten, und entwickelnden Tone herabstimmet, der es voraussetzt, aber nicht zeigt, daß man wissenschaftlich dachte, daß man für die Kanzel dachte, daß man selbst einer Büchersprache gewohnt sey. Dieser Ton stiehlt sich sowohl dem Gelehrten, als gemeinen Mann ins Herz, denn es ist die Sprache des gesunden Verstandes und fühlenden Herzens: weder die Sprache der niedrigeren Sinne, noch die Sprache der höhern Vernunft.

Zweitens: da der geistliche Redner nie mit den Ciceronen und Demosthenen einerlei Absicht hat, so können auch ihre Mittel nie einerlei seyn. Jene wollten das Volk eine Viertelstunde übertäuben; es war ihnen genug, dasselbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern, und ihren Vortrag und Forderung gleichsam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entschlüsse zu machen, so lange sie sprachen: sie schlugen also an jede Saite ihrer Empfindungen, die mit ihrem Zwecke eintönig war: sie weckten den Haß, die Liebe auf, die in ihren Herzen schlummerte, weil sie ihnen vortheilhaft, nicht weil sie moralisch gut war. Sie stößten ihnen Affekten ein, nicht weil ihre Seele in diesem Feuer schöner und besser würde: sondern weil diese, oft blinde, oft schädliche, und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigsten Fällen die Entschlüsse, die er wirkte, gleichsam zur beständigen Gesinnung, zur herrschenden Denkart machen können, theils weil die Entschlüsse Zeit-

entschlüsse waren und die Affekten, die er aufregte, oft unmoralisch seyn mußten. — Welch eine ganz andre Bewandniß mit den geistlichen Ciceronen unsrer Zeit! Reden sie, um eine Viertelstunde zu bezaubern, so predigen sie sicherlich nicht die Religion, sondern sich selbst. Regen sie die ganze Phantasie der Zuhörer auf: so bleibt ihr Verstand um so viel kälter: erfüllen sie die ganze Atmosphäre des Tempels mit Spezereyen: so wird der Zuhörer um so freyer athmen, wenn er in die frische Luft kömmt.

„Der Begriff der Beredsamkeit aus den Schriftstelnern des Alterthums, nach welchen man sich auch eine geistliche Beredsamkeit ausgedacht, und derselben ihren Sitz auf unsern ordentlichen Kanzeln angewiesen hat: scheint in seiner Anwendung so offenbar unrichtig, daß ich mich über ihren Beifall und Eingang wundern muß. Der Römische und Griechische Redner suchte gar nicht seine Bürger auf ihre Lebenszeit zu moralisch guten Menschen zu machen, sondern er wollte sie nur für jeho zu einem Entschlusse bringen, der durch erregte Gemüthsbewegungen am besten gewirkt werden konnte. Wenn also auf jenen Versammlungsplätzen nur so in die Seelen gedonnert ward, daß dieselben für dasmal nichts anders sehen und denken konnten, als z. B. die Gefahr vor einem macedonischen Philipp, oder einem Catilina: so hatte man alles, was man gesucht, und man ließ ihre übrigen praktischen Grundsätze so, wie sie immer seyn mochten. Der christliche Prediger hingegen hat einen ganz andern Zweck, und muß ihn haben. Es kömmt ihm darauf an, daß eine gewisse Denkungsart und Gesinnung bei dem Menschen auf immer das regierende

„Principium seiner Handlungen und seines Lebens werde: und das ist nicht das Werk einer bloßen Rührung. Es gehören klare und gewisse Erkenntnisse dazu, die in den stillen Stunden des Nachdenkens eine jede Prüfung aushalten. Dieses Licht aber entsteht nicht aus der Hitze der Gemüthsbewegungen, sondern erfordert eine kältere Ueberzeugung.“ Dies sind Worte eines Gottezgelehrten, der selbst ein Kanzelredner ist. \*)

Noch ein andres Zeugniß\*\*), über eine Sache, von der ich gern andre reden lasse: „Die Kunst, die Affekten zu erregen, ist bei den Gottezgelehrten sowohl, als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern, in großer Hochachtung, und man wendet vielen Fleiß darauf.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogie in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden. Der erste, welcher mit einem polirtern, gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Cullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation und blieb deswegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erregt.

\*) s. Spaldings Werth der Gefühle. p. 195. 196.

\*\*) Lit. Br. Th. 1. p. 70. aus den moral. Beobacht. und Urtheilen. Zürich. 1757.

„Allein, das Vornehmste, das man hiebei beobachten muß, ist, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten: und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit diesen letzten Reden machen sich junge Geistliche, (ich meine die, welche Autores lesen,) insgemein mehr bekannt, als mit des Demosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlangt. Allein, ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größte Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsere Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte. Ich glaube gewiß, daß die Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schlafend finden werden. Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn man es darinn zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet.“

Drittens: kaum dürften unsere Kanzelredner mit Cicero die Redtheite gleich haben sollen:

wenigstens ist die Sprache bei beiden sehr verschieden. Ich fange vom kleinsten an: Man hört auf der Kanzel leider zu oft zusammengeslungene, verkettete, und mit Bindewörtern verpallisirte Perioden, die einige junge Redner und unwissende Lobredner ciceronianische Perioden nennen; sie haben aber mit Cicero nichts gemein, als den äußern Leisten, und das dazu am ganz unrichtigen Ort. Wenn der Römer in den asiatischen Styl sich ausbreitet: so ist dies gemeiniglich eine Ueberschwemmung, die seine Sprache gestattet, das Dhe des Volks erlaubet, und seine Leidenschaft fodert. „Die Römer mußten wegen der Kürze ihrer „Worte die periodischen Theile fetten, wenn sie nicht „in den abgeschnittenen Styl fallen wollten. Ohne „Artikel, ohne Hülfswörter, reich an Participien füg- „te sich ihre Sprache so an einander, daß immer ein „Satz in wenigen Worten da stand. Im Deutschen „aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden „nicht schleppen wollen, müssen wir sie mannichmal „trennen\*)." Wo schleppt sich aber die Sprache mehr, als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verständliche des Vortrages so oft darein setzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, den Perioden in seine fürchterliche Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauer einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: „Wenn „wir um uns umherschauen — wenn wir — wenn wir „— weil es — — so werden wir gewahr, daß die „Menschen Sünder sind:“ dies ist die gewöhnliche

---

\*) Lit. Br. Th. 13. p. 120.

homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter, und Beiwörter, und Hülfswörter und Synonymen, und periodische Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen, die das Ohr über-  
 täubet, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit, und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet. Aber nicht blos bei diesen feichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Styl gleich von seiner zarten Jugend an, sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Cerimonienzwang, der in Schulen von lateinischen zu deutschen Thrien steigt, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt.  
 „Im Deutschen ist ja ein Styl immer schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze so gefettet an einander gehänget sind\*)." So will es die deutsche Sprache, die von Hülfswörtern und wesentlichen Bestimmungswörtern so wimmelt, daß man die periodischen nicht nöthig hat.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es schon die Sprache an sich so fodert. „Weil bei den Römern immer ein Satz mit wenig Worten dastand, und die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte: so konnten auch die folgenden Begriffe eher angehänget werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung den Autor zwang, lieber dem Geist viel Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr zu füllen.“ Aber bei unsern deutschen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verstand! Leute von einem Geschäft- nicht aber Bücherverstande, wie können die das gan-

---

\*) Ebendasselbst.

ze Gebäude eines solchen Perioden übersehen, wenn es auch noch so stolz errichtet wäre? Ihre Aufmerksamkeit ermüdet durch den Zwang; da sie nicht mit den Gelehrten einerlei Schärfe des Auges, und wenigstens nicht einerlei Sehpunkt haben: so sind alle die Schönheiten meistens für sie verloren, ja das Ganze wird für sie dunkel. Diese Wendung sollte den Zuhörer überraschen, und verwirrt ihn; jener Umschweif soll ihm Gelegenheit geben, selbst einen Vorsprung zu thun, und macht ihn irre: dieser kleine Schatten soll sein Auge reizen, und macht es stumpf: die Gradation soll ihn stufenweise höher führen, und macht ihn matt; jene Inversion soll dem Gedanken einen Schwung geben, und macht den Zuhörer schwindlich: wie viel rhetorischen Wendungen des Cicero muß nicht also der geistliche Redner entsagen, um nicht ein tönend Erz zu seyn. — Und nun setze man dazu, daß unsre ganze Wortfügung nicht das periodische Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, besser ausmalt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künste der Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der andern mit jedem neuen Wort treffen, und mit dem letzten das ganze Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die Deutsche Sprache hierin nie die Lateinische erreichen kann: warum entsagt sie denn ihrer eignen Freiheit, um in römischen Fesseln sich periodisch im Triumph aufzuführen zu lassen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts ähnliches, als: „viel Worte machen; einen „kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten „aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei „welchem man dreimal Athem holen muß, ehe man

„einen ganzen Sinn fassen kann \*):“ so verkennet er Cicero ganz. „Sein Styl ist alsdann der schlechte Kanzelstyl eines feichten Homileten, der nur deswegen solche *Pneumata* herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Wenn solche Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiesel kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne schwindlicht zu werden, — wenn solche Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet werden; nimmermehr kann die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß, sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen \*\*). Und im Grunde sind dies nichts weniger, als *ciceronische* Perioden. Man suche die allerklingsten aus den Reden des Römers: man findet keinen einzigen, in welchem die Symmetrie in Gedanken und Worten vernachlässigt ist. Nur diese Symmetrie macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie selten eingestreuet werden \*\*\*).“

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustand unserer *ciceronianischen* Schulübungen nöthig, und wenn sie auch nur einen einzigen schlechten Homileten, oder Schul-

\*) Lit. Br. Th. 9. p. 92.

\*\*) Th. 6. p. 313.

\*\*\*) p. 317.

rhetor überzeugten, schon nützlich genug wären. Ich habe sie aber auslesen müssen, weil die Literaturbriefe an diesen Stellen manchmal selbst in den weit-schweifigen homiletischen Styl\*) unter homiletisch-strenge Gründe, und in homiletisch langweilige Rechtfertigung\*\*) sich zu verirren scheinen. Das erste und letzte citire ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in ciceronianischen Perioden verkündigt †)“ Antwort: und wenn kein Apostel, Prophet und Kirchenlehrer es so verkündigt hätte: und der ciceronianische Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen; ja wenn er alles dies beförderte — so ist er immer erlaubt und nöthig, denn kein Apostel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn Deutsch, auf Kanzeln sieben hundert Jahre nach Christi Geburt, in Mantel und Krage für unsre Zuhörer gepredigt. Und Paulus macht in seiner Sprache, nach seiner Denkart, zu seinem Zwecke doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parenthesen nie von uns nachgeahmt werden können. Eben so mag ein andrer untersuchen: „ob Cicero solche labyrinthische Perioden, alsdann geflochten, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge figeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte n. s. w. ††)“ Ich weiß nicht, ob Cicero solch ein Sophist gewesen, ich breche gar vom

\*) p. 313.

\*\*) p. 321-347.

†) p. 317.

††) Lit. Br. Th. 3. pag. 317.

Kanzelstyl ab, damit nicht, wenn dies wäre, ein wichtiger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerst zum Ritter werden will, mir gar zu diesem Stücke der Parallele salutire mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit  
Raucaque garrulitas, studiumque immane lo-  
quendi.

Ich frage vielmehr: haben denn die Alten — haben selbst die Römer — haben sie selbst in der politischen Beredsamkeit ihren Cicero als solch ein erhabenes Muster angesehen, in quo ingenii humani summa vis et quasi mensura eluxit et constitit, und der das größte Vorbild seyn mußte, sich ihm nicht blos nachzubilden, sondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrsamkeit zu machen — haben sie so gedacht? Es kann seyn: aber folgende Worte stehen auch in einem Römer, die seine Meynung von der alten Beredsamkeit enthalten, und die ich gleich auf unsere Homilien deuten kann. „Cassius Severus lenkte sich zuerst von jenem gebahnten Wege der alten Rednerei ab: aber ich behaupte, nicht aus Schwäche des Genies, nicht aus Mangel der Gelehrsamkeit, sondern mit reifer Ueberlegung und mit Verstand. Er sahe nemlich, daß mit dem Geiste der Zeitalter, und mit der Veränderung des Numerus für das Ohr (diversitate aurium) auch die Form und Gattung der Beredsamkeit sich ändern müsse. Damals konnte ein Volk, das unerfahren und ungebildet war, noch eine weit-

„läuftige Rede ausstehen, ja selbst das wurde dem Redner zum Lobe angerechnet, wenn er einen ganzen Tag mit seinem Vortrage hinbrachte. Daher konnten lange Eingänge und Vorbereitungen, eine Reihe historischer weithergeholter Umstände, der prächtige Aufzug mit vielen Eintheilungen, die Steigerung von tausend Beweisen, und was es sonst vor Regeln in den trocknen staubichten Büchern des Hermagoras und Apollodors gibt — alles konnte damals zur Ehre gereichen: und hatte der Redner noch dazu etwas von Weltweisheit genaschet, und brachte aus ihr ein Stück in seine Rede — o so wurde er zum Himmel erhoben! Und wer wird sich hierüber wundern? Dies alles war neu und unbekannt; selbst die wenigsten Redner sahen die Vorschriften der Redekünstler und die Sätze der Weltweisen ein. Aber, mein Gott! jetzt, da alles dies bekannt ist, da kaum jemand an der Kirchenthür siehet, (der Römer sagt, in cortina) der nicht die Anfangsgründe der Religion, (im Lateinischen studiorum) wenn nicht verdauet, so doch gekostet hätte: ist da nicht eine neue Rednerbahn nöthig, um dem Ohr nicht verdrüsslich zu werden: insonderheit vor einer Versammlung, (der Römer sagt: vor Richtern, die nicht nach Gesetz und Recht, sondern nach Gewalt und Ansehen ein Urtheil fällen,) die sich nicht immer nach Gründen und Pflicht, sondern nach Bequemlichkeit und Neigung bestimmet, die sich nicht vom Redner vorschreiben läßt, sondern sie sich selbst nimmt.“ So urtheilten die Römer\*).

---

\*) De causis, corruptis, eloquentis, dial.

über einerlei Redegattung, von einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; blos die Zeit hatte sich geändert — Und wir, in einer ganz verschiednen Art von Beredsamkeit, vor andern Zuhörern, über andere Sachen, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jetzt höre man des vorigen Römers Urtheil von Cicero, über den er doch besser urtheilen konnte, als wir: „Cicero hat ebenfalls der alten Beredsamkeit den Ausdruck seiner Zeit vorgezogen, und hat die Redner eines frühern Zeitalters in nichts so sehr übertroffen, als im Urtheil. Er ist, der die Rede zuerst ausgebildet, zuerst eine Auswahl in Worten, zuerst Kunst in Zusammensetzung der Theile gezeigt: blühendere Stellen versucht, einige nachdrückliche Sprüche erfunden — insonderheit in seinen spätern Reden, die er in seinem Alter aufgesetzt, als er durch Uebung und Erfahrung es schon gelernet hatte, welches die beste Art des rednerischen Vortrages sey. — Aber seine ersten Reden haben nicht ganz die Fehler der alten Beredsamkeit vermieden: er ist in den Eingängen schläfrig, im Erzählen weitschweifig, schweift müßig aus: kömmt spät in Hitze, und selten wird diese Hitze Feuer, u. s. w.“ Ich führe diese Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten, die ihm A p e r Schuld gibt, die mußte man damals vermeiden, da der Verfasser dies schrieb, und in Absicht auf uns hat sich diese jüngere Beredsamkeit ohnstreitig wieder sehr verändert. Ich will nur das ungeheure Vorurtheil bestürmen: Cicero ist ein Muster der Beredsamkeit, schlechthin und ohne

Einschränkung: ihn nachahmen, heißt Original seyn! und zehn solche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unsern Schulen, wie man sich rühmt, junge Ciceronen bildet, und sie mit einem reinen gewässerten Styl zu einem Lateinischen Perioden in ihrer lieben Muttersprache gewöhnet. Ernesti in seiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Kloß in seinem *Genius seculi de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget: wie weit der veränderte Geist der Zeiten und Situationen selbst dem Geiste der Beredsamkeit eine andere Gestalt gegeben — will ich nicht untersuchen, sondern kehre zu meinen geistlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zum maßig und theologisch: sondern als ein Stück der Literatur; in diesem Gesichtspunkte lese man es. \*) Es geht den vorigen Vergleichen der Briefe nach, und zeigt: daß die Homiletik eine ganz andere Beredsamkeit fodere: daß sie allemal bei Auszubildung nach der politischen der Alten leiden müßte: und an sich, ihrem wahren Begriffe nach, ihr ganz und gar nicht nachstehe.

---

\*) Da es hier unter Lateinischen Schriftstellern exuliren würde: so bleibts unter meinen Papieren.

## IV.

## N a c h s c h r i f t.

Ich muß diese dritte Sammlung aus den Händen lassen, ohne noch zu wissen, wie ihre beiden ältern Schwestern aufgenommen sind; ich gebe ihr also einen Scheidebrief mit, den vielleicht schon die erste hätte vorzeigen sollen.

Ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige Deutsche Grammatik; die zweite für eine sehr ungründliche Bibelerklärung, für eine sehr mangelhafte Abbildung der Griechischen Dichtkunst; und endlich diesen dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer, förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein jeder sehen, daß ich bloß Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, so fern die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle es foderte, um über sie urtheilen zu können. Sagt man also: „meine Gesichtspunkte sind wahr, aber noch nicht einleuchtend genug: sie sind nützlich, aber nicht vollständig: sie reizen, aber wir wünschen weiter zu sehen!“ sagt man dies, so lobt man mich, wie ich wünsche, über F r a g m e n t e gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten ansähe; das überginge, was ich zuerst nur von weitem zeige, ob man auch darauf merke? — auf das lobend oder tadelnd fiele, was ich hingeworfen; kurz! an meinem Bilde Fußzehen, Colorit und Faltenwerfung betrachtete; alsdann habe ich vergebens ge-

schrieben, und wie schmerzhaft ist dies für den, der als Liebhaber, als Patriot schrieb, über Sachen, von denen er weder Titel, noch Brot, noch Lohn hat.

Ich habe hier und da freie Urtheile eingestreuet: wie sie dastehen, scheinen sie leichtfertig, ich nehme dies Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung; aber wie ich sie dachte, waren sie peinlich. Wer da sagt, daß ich um Beifall buhle; der hat mir nicht ins Gesicht gesehen: viele müßten sich selbst ablegen, wenn sie von meinen schlechten Fragmenten bloß unpartheiisch urtheilen wollten. Wäre unser Bücherton in Deutschland republikanischer; wie manches hätte ich deutlich sagen können, wo ich jetzt, vielleicht dunkel, oder kühn in Parabeln und Anspielungen rede. Wer diese als Zwecke und Schönheiten meines Styls ansieht: der siehet mit mir nicht gleich; wer aber sagt, daß ich bloß, um leichtsinnig zu tadeln, habe schreiben wollen, der thut mir Unrecht. Da die meisten Schriftsteller, über die ich rede, berühmter sind, als daß ich mit meiner schwachen Brust ihr Lob würdig ausrufen könnte, wie ich dies mit voller Ueberzeugung hinschreibe: so konnte ich von mir selbst es nicht fordern, sie im akademischen Leichentone zu loben: man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort statt gleißender Complimente an. Ich rede bloß von Schriften, die das Vergnügen und die Beschäftigung meiner Einsamkeit ausmachen, die ich nicht genug lesen kann, und deren Würde nicht in Fragmenten, sondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht sich indeß ein handfester Kunstrichter fertig, mich, wenn ich bisweilen geschlummert hätte,

bei einer günstigen Stunde, über Bord zu werfen;  
armer Schlummernder!

O nimium coelo et pelago confise sereno  
Nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo wird ein Aeneas seyn, der dein Grabmal baue!

Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorschaften nicht liebe. Die Materien also, vor denen diese nur Vorläufer hätten seyn sollen, werden aufgeschoben oder aufgehoben; wie das Publikum will. Ich wollte sie nennen; allein für wenige werden die Namen lockend scheinen: Philosophie und Aesthetik: die erste ist halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht gesehen.

Sollte jemand meine dritte Sammlung der Deutschen Literatur nachtheilig, und es nach ihrer gegenwärtigen Lage für nothwendiger halten, anzupreisen, als abzuschrecken: der will mich nicht verstehen. Will ich jemand von Kenntniß der Alten abhalten, oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer. \*)

---

\*) Der Leser, welcher die Nachschrift mit der Vorrede der zweiten Ausgabe des ersten Theils vergleicht, wird bemerken, daß die ersten Sätze aus der Nachschrift bereits in jene eingewebet sind. Es verdiente indessen auch die Nachschrift wegen des Uebrigens darin enthaltenen aufbehalten zu werden.

---